

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 42 (1964-1965)

Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion:
Toni Lienhard / Barbara Risch (Uni)
Beat Glathaar / Martin Lerch (Poly)

Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30
Auflage 12 000
Redaktionsschluss Nr. 6: 24. November 1964

Druck und Versand:
Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG,
Werdstrasse 21, 8021 Zürich

Inserate:
Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37
8001 Zürich, Telefon 23 83 83

Die Zukunft des schweizerischen Hochschulwesens

Das hervorragendste Ereignis auf dem Gebiet des Hochschulwesens war in letzter Zeit ohne Zweifel die Veröffentlichung des mit Spannung erwarteten Berichtes der eidgenössischen Expertenkommission für Fragen der Hochschulförderung, der nach ihrem Präsidenten kurz Bericht Labhardt genannt wird. Im ersten Teil dieser Untersuchung wird der gegenwärtige Stand des schweizerischen Hochschulwesens beleuchtet, während im zweiten Teil die künftige Entwicklung behandelt wird. Zum Abschluss werden die Möglichkeiten einer finanziellen Unterstützung der kantonalen Hochschulen durch den Bund erwogen.

Dieser Bericht, der sicher die umfassendste Untersuchung des schweizerischen Hochschulwesens darstellt, muss gerade bei uns Studenten auf grosses Interesse stossen, denn für uns haben seine Angaben eine besondere Bedeutung. Einmal werden der Öffentlichkeit die uns nur zu gut bekannten misslichen Verhältnisse an unseren Hochschulen nähergebracht. Die überfüllten Hörsäle, der oft mangelnde Kontakt mit den Dozenten, die ungenügenden Verpflegungsmöglichkeiten und das Unterkunftsproblem sind nur einige der Hindernisse, die sich einem fruchtbaren Studium in den Weg stellen. Zudem sollen wir als verantwortungsbewusste Staatsbürger auch auf lange Sicht an einer Lösung dieser Fragen interessiert sein, ist doch ein den hohen Anforderungen genügendes Hochschulwesen für unser Geistesleben und unsere Volkswirtschaft unbedingt erforderlich.

Der Bericht Labhardt beleuchtet die heutige Lage der schweizerischen Hochschulen sehr eindrücklich, und die Folgerungen, die aus den Angaben gezogen werden müssen, sind erschreckend. Bereits in der vielbeachteten Untersuchung von Professor Kneschaurek aus St. Gallen über den selben Problembereich hat

die Schweiz sehr ungünstig abgeschnitten. Dort ist nämlich festgestellt worden, dass der Anteil der Studierenden an der entsprechenden Bevölkerungsgruppe in praktisch allen westlichen Industrieländern etwa die gleiche Höhe erreicht, nur die Schweiz fällt – und zwar in negativem Sinne – völlig aus dem Rahmen. Dabei ist allerdings zu bemerken, dass nach dem Bericht Labhardt in der Schweiz der Anteil der Studierenden an der 20–27-jährigen Bevölkerung, der 1941 2,16% betragen hatte, im Jahr 1962 bereits auf 3,51% gestiegen ist. Es ist jedoch für das Gedeihen unserer Volkswirtschaft, die immer stärker auf gut ausgebildete Akademiker angewiesen ist, äusserst wichtig, dass sich dieser Anteil noch stark vergrössert. Gerade in der Schweiz, die ja über keinen natürlichen Reichtum an Rohstoffen und Bodenschätzen verfügt, ist es unbedingt notwendig, diesen Mangel durch eine grosse Zahl von gut ausgebildeten Fachkräften wenigstens einigermaßen ausgleichen zu können. Um diesen Anforderungen gerecht zu werden, rechnet der Bericht Labhardt bis zum Jahr 1975 mit einer Verdoppelung der Zahl der Studierenden, mit dem Anwachsen des Stabes der Dozenten und ihrer Mitarbeiter von 5000 auf rund 9600 und mit Bauten im Umfang von mehr als 10 Millionen Kubikmeter.

Die Lösung für diese Probleme ist jedoch infolge der kantonalen Schulhoheit gar nicht leicht zu finden. Mit Ausnahme der ETH, die die einzige eidgenössische Hochschule ist, sind die sieben Universitäten kantonal; die Hochschule St. Gallen wird neben dem Kanton auch noch von der Stadt St. Gallen unterhalten. Es ist offensichtlich, dass besonders die kleineren Kantone auf die Dauer nicht mehr in der Lage sein werden, die gewaltigen Kosten, die ein weiterer Ausbau der Universitäten mit sich bringen wird, selbst zu tragen. Die Kommis-

sion Labhardt schlägt deshalb vor, dass der Bund die Hochschulkantone mit Geldmitteln unterstützen soll. Nach Art. 27 unserer Bundesverfassung ist es der Eidgenossenschaft schon immer gestattet gewesen, Beiträge an die verschiedenen Universitäten auszurichten, was allerdings noch nie vorgekommen ist. Es ist hier vorläufig nicht der Ort, die rein technischen Fragen dieser Subventionen zu untersuchen, vielmehr müssen zuerst einige grundsätzliche Erwägungen gemacht werden.

Der weitere Ausbau unserer Hochschulen liegt im Interesse des ganzen Landes und nicht nur der Hochschulkantone, es ist darum sicher in Ordnung, wenn der Bund auch seinen Anteil an die gewaltigen Kosten beisteuert. Nach allgemeiner Ansicht darf jedoch dabei die kantonale Schulhoheit nicht angetastet werden, was bedeutet, dass der Bund die Beiträge, die im Jahre 1975 immerhin etwa 400 Millionen Franken ausmachen dürften, an die Kantone ausrichten soll, ohne dass er einen direkten Einfluss auf die Verwendung dieser Mittel hätte. Da es sich um sehr grosse Summen handelt, ist es wichtig, dass sie sinnvoll investiert werden. Dass dies nicht selbstverständlich ist, wird sofort einleuchten.

Jeder Hochschulkanton wird die Bundessubventionen nach eigenem Gutdünken anlegen und dabei vor allem auf seine besonderen Bedürfnisse und weniger auf jene des gesamten Landes achten. Es ist darum auf alle Fälle erforderlich, dass der weitere Ausbau unserer Hochschule koordiniert wird, damit nicht einfach grosse Beträge für reine Prestigeanlagen verwendet werden. Die Kommission Labhardt nimmt an, dass die verschiedenen Hochschulen in ihrem eigenen Interesse von selbst zusammenarbeiten werden, was jedoch recht zweifelhaft erscheint. Auf alle Fälle wird sich bei der Lösung dieser Frage ergeben, ob für einmal der »Kantönligest« überwunden werden kann und sich auch auf der Basis der kantonalen Schulhoheit eine in grossen Zügen gemeinsame nationale Hochschulpolitik finden lässt. Hoffen wir, dass sich der Föderalismus bewähren wird.

Enrico Clerici

Vor einem Studium in Zürich wird gewarnt

Vor einem Studium in Zürich wird gewarnt! Nicht, dass die Pest dort plötzlich ausgebrochen, auch keine Blutsverbrechen werden dort gerochen, nur: Die Gebäude sind zu gut getarnt!

Um jene biedereren Zementfassaden schleicht seit eher kluges Schweigen. Man kann sie stolz Besuchern zeigen und sich des höchsten Lobes entladen.

Doch was sich drin ereignet, tag- und täglich in beiden Schulen auf der höchsten Warte, verlangt, dass man als Mensch entarte und ist gelind gesagt erbärmlich, kläglich.

Von aussen, allerdings, da sieht man nichts als Kuppelschmuck, graues Gemäuer und zwei, drei Enten im Zoologen-Weiher.

Man schützt die Schulen hoch und angesichts des Rufs genügt doch eine Feier im Heimatstil, begleitet von politischem Geleier.

Ich trage meine Kuppel ohne Skrupel, und meine Bürde mit Würde. Ich verdaue wissenschaftliches Gejät und heisse Universität.

Politiker haben meinen Magen bemessen und ihnen kommen solche Sachen zu spät in den Sinn.

Ich kann meinen Magen nicht grösser machen, und ihnen kommen solche Sachen zu spät in den Sinn.

Ich öffne meine Tore mit jedem Jahre mit grösseren Sorgen. An einem Morgen da platzt mir der Bauch, ... die Geduld auch!

Kommen Sie nach Zürich

- als Trambilleteuse
- Hundefriseuse
- Auto-Importeur
- Multi-millionär
- als Italiener
- Musiktrainer
- Plattenleger
- oder Bazillenträger
- als vierter Gemeindegemeinder
- oder Steuereintreiber
- als Moritansänger
- Grillen- oder Vogelfänger
- als Pfaffenmussfabrikant
- oder Opernhausintrigant
- als Hilfskommandoposten
- oder Schiffsanbindepfeiler
- als Arbeitssuchender
- Baselverfluchender
- Berufseindlicher
- Sängersgenbinder
- WC-Putzender
- Anlagenbeschützender
- Richardwagnerverehrender
- Schlangenbeschwörender
- als Opferstockschänder
- versierter Kleiderständer
- Industrieschornsteinfeger
- oder Hilfsblessiertenträger
- als Militärdienstverweigerer
- oder russischer Geigerer
- als Hagelversicherungsagent

nur im Leben nie – als Student!

Markus Kutter

Sachen und Privatsachen

Notizen aus dem Standort Schweiz

Wir haben die Freude, unseren geehrten Lesern in diesem Semester ein neues Feuilleton in Fortsetzungen präsentieren zu dürfen. Es handelt sich um Auszüge aus dem Buch »Sachen und Privatsachen« von Markus Kutter. Eine Einführung zu diesem Buch bildet der Artikel »Opposition« auf den Seiten 6/7 dieses Zürcher Studenten. – Wir möchten hier dem Verlag Walter, Olten, und Herrn Markus Kutter freundlich für ihr Entgegenkommen, das den Abdruck dieses Feuilletons gestattet hat, danken.

Forschung bei Radio und Fernsehen und im Verlagshaus

Was für die Presse gilt, gilt auch für die andern Kommunikationsmittel, Radio und Fernsehen. Es gilt für sie im vermehrten wie verminderten Mass. Zum einen sind sie jünger, haben also – im Unterschied zur Presse – noch weniger Formeln durchexperimentiert. Die Wahrscheinlichkeit, neue Formeln zu finden, ist grösser, der dazu nötige Aufwand vermutlich kleiner. Auf der andern Seite sind beide, Radio und Fernsehen, durch die unbefangte Zeitgebundenheit beschränkter, das Schema ist starrer, des unwiederbringlichen Ablaufs wegen. Beim Fernsehen kommt noch die zusätzliche Beschränkung auf die optische Begrifflichkeit. Doch auch mit diesen Einschränkungen ist nicht einzusehen, warum zum Beispiel im Fall des Radios die Formeln auf Nachrichten, Vortrag, Reportage, Hörspiel, Feature und Direktaufnahmen von Anlässen, Interviews und dergleichen beschränkt sein sollten. Die Ungenauigkeit des Ausdrucks »Feature« bestätigt zum voraus die Möglichkeit ganz

neuer Formeln. Was ist der Quiz anderes als eine solche neue Formel? Sie hat international Schule gemacht. Hätte eine Radiodirektion eine Forschungsabteilung, so müsste sie dazu gebracht werden, solche Formeln zu entdecken. Auch in einem grossen Verlag stellt man sich gerne eine Arbeitsgruppe vor, die mit nichts anderem beschäftigt wäre, als hypothetische Zeitungen oder Zeitschriften zu bauen, Druckerzeugnisse, die sich auf den ungewöhnlichsten Formeln aufbauten und die verücktesten Filter brauchten, und die dann auch gesetzt und zur Probe gedruckt werden müssten, damit man ihre Atmosphäre bis ins einzelne studieren könnte. Aber es ist der Ausspruch, dass man von der Forschung lebe, zwar modisch, doch in den meisten Fällen eine blosse Redensart; eine Radiodirektion, die einen Forschungskredit für solche Arbeiten verlangte, würde von ihrer Verwaltung mit grossen Augen angesehen. Dabei ist das Problem nicht ein solches der Finanzen, sondern der Phantasie. Man kennt zwar das Missverhältnis von eigentlichen produktiven Kosten zu denjenigen der Reproduktion in solchen Institutionen, aber man nimmt es als gegeben hin. Der Erfinder der Quiz-Formel hat – die Chancen stehen 1:100 – für seine Idee wahrscheinlich keine oder nur eine lächerliche Entschädigung erhalten. Dennoch lebt eine ganze Industrie von ihr.

Lücken im Lehrplan

Forschung, Erfindungen, blosse Kombinatorik existieren nicht als Schulfächer. Man lehrt uns nicht, wie man Ideen findet, wie man Ideen nützt. Zwei Löcher im Lehrplan: Methodik und Ökonomie der Gruppe. Beides beherrschen wir nicht. Jeder Tag beweist es. Was ich als Student, mit meiner Dissertation beschäftigt, an historisch-kritischer Methode lernte, dünkt mich heute Amateurarbeit. Zudem ging sie nur darauf, hinter mir liegende Tatbestände aufzudecken und zu sortieren; es fehlte ihr ein nach vorne gerichtetes Gegenstück, mit dem man hypothetische Möglichkeiten geordnet hätte. Wie spekuliert man richtig?

Phantasie muss ökonomisch arbeiten lernen

Die Forderung: Phantasie muss ökonomisches Arbeiten lernen. Unsere Konsumgesellschaft kann nicht bloss in ihren wirtschaftlichen, sondern auch in ihren politischen, kulturellen, geistigen, künstlerischen Betätigungen immer weniger auf Phantasie verzichten, sie kann sich eine unwirtschaftlich arbeitende Phantasie nicht mehr leisten. Wir haben das vom ökonomischen Sektor zu lernen. Wie einer Geld macht, ist das einfachste Beispiel: aus nichts,

aus einem Einfall, aus einer Lücke, für die seine Zeitgenossen blind waren. Es geht nicht an, die Stringenz eines solchen Beispiels zu bezweifeln, indem man es, weil es ja bloss ums liebe Geld gehe, als primitiv erklärt. Denn es mag ein solches ökonomisches Beispiel nicht nur für eine sozusagen instinktive Witterung zeugen, die Schlaueheit des Profiteurs bekunden, sondern einer richtigen Einsicht in das Wesen der Dinge entspringen, die Erfahrung und Einfall zu einer neuen Kraft zusammenschliesst, diese Kraft mit methodischem Wissen freisetzt und ihren Erfolg an Hand sauberer Kriterien prüft – woher also der Stolz des »geistigen« Menschen, der an seiner höher kotierten Aufgabe jahrelang stümpert?

Geld und Geist

Es ist noch nicht ausgemacht, welche Tätigkeit mehr Geist verlangt: diejenige des Betriebswirtschaftlers oder des Literaturhistorikers. Natürlich begegnet man in der ökonomischen Welt, in grossen und kleinen Firmen, häufig einem fast beleidigenden Quantum von Dummheit, Blindheit, Flucht in administrativen Stumpfsinn, scheuem Verharren und versteinertem Ratlosigkeit, doch bleibt wenigstens die Strafe dafür auf die Dauer nicht aus, indem der ökonomische Erfolg darunter leidet. Doch man vergleiche einmal die Spitzenleistungen aus dem ökonomischen und dem »geistigen« Bereich – der Entscheid ist ungewiss. Der höhere Rang des zweiten liegt nur darin, dass er eine Ordnung schafft, die bleibt – aber mit dem Blick auf die Methode kann das Quantum an geistiger Kraft und Subtilität bei beiden gleich gross und gleich bewundernswert sein. Und es ist keine Frage, dass diese ökonomische Welt die Notwendigkeit methodischer Schulung besser begriffen hat. Niemand lehrt uns, weder in der Schule noch auf der Universität, die Benützung der Handbücher als Technik. Erst seitdem ich nicht mehr studiere, arbeite ich mit Sachwörterbüchern.

Forschungskredite im Staatshaushalt

P. Teilhard de Chardin sagt: »... Dennoch lassen wir sie (die Wissenschaft) immer noch wachsen, wie der Zufall es will, fast ohne Pflege, wie die wilden Pflanzen, deren Früchte die primitiven Völker in den Wäldern pflücken. Alles für die Produktion. Alles für die Rüstungen. Aber nichts oder fast nichts für den Gelehrten und das Laboratorium, die unsere Kräfte verzehnfachen. Es hat wirklich den Anschein, als müssten die Entdeckungen periodenweise fertig vom Himmel fallen, Fortsetzung Seite 11

Inhalt:

VSS	Seite 3
AGH, Galerie	Seite 5
Opposition	Seite 6
Entwicklungshilfe	Seite 9
Theater	Seite 13
ETH-Bibliothek, Film	Seite 15
Echo, Skistöcke	Seite 16
Kosta	Seite 17

Aus den Räten

GSr-Bericht vom 27. Oktober

Nach der Begrüssung der zahlreichen Gäste beim erstmals auf 70 Mitglieder reduzierten GSr durch den Präsidenten Fredy Müller wurde des längeren über das Haupttraktandum des Abends, die Mensafrage, diskutiert. Der frühere KStR-Präsident Urs Meier ist schon seit langem dieser Frage nachgegangen. Er berichtete denn auch, was sich seit Erscheinen des Extrablattes des Zürcher Studenten in dieser Frage weiter getan hat. Trotz einer imposanten Zahl von Sitzungen, Besprechungen mit dem Architekten und Audienzen bei der Regierung ist bis jetzt kaum etwas Entscheidendes geschehen. Dem KStR wurde die volle Freiheit überlassen, wie er die Mensafrage weiterverfolgen wolle. Semesterbericht und die Rechnung des Sommersemesters wurden gutgeheissen; einem Darlehen für die »Gesellschaft zum Fröhlichen Schlüsseloch« wurde stattgegeben, wenn die politischen Anforderungen erfüllt sind, und das Budget für das Wintersemester 1964/65 angenommen. Auch der Zentralstelle ist Décharge erteilt worden. Schliesslich mussten, da der ganze GSr auf dieses Semester zurückgetreten ist, Wahlen vorgenommen werden. Da keine Gegenkandidaten aufgestellt worden sind, wurden

Bernhard Kamer, jur., Präsident
Avo Harnik, phil. II, Vizepräsident
Regula Leimbacher, phil. I, Aktuarin

alle ohne Gegenstimme gewählt. Weniger leicht gingen die Wahlen von zusätzlichen Mitgliedern in die Feko vor sich, konnten doch kaum die zwei benötigten Kandidaten gefunden werden.

Mit dem Dank an den GSr-Präsidenten und an sein Büro schloss die Versammlung erst nach 23 Uhr.

Bericht des 2. ordentlichen Delegierten-Konvents v. 9. Juli 1964

Kurz vor Semesterende traten im Auditorium III die Delegierten zu einem voraussichtlich wichtigen Konvent zusammen. Nach der Wahl des Tagesbüros (J. Oswald, Th. Kägi und K. Wittorf) referierte der Präsident des ASVZ, Herr Dr. Bosshardt, über das Schicksal der Hochschulsportanlage. (Der Inhalt des Referates wird an anderer Stelle wiedergegeben.)

Darauf erschien die KOSTA in corpore mit dem Sarg von Adolph I. Adolph I. wurde von der Braut des ehemaligen VSETH-Präsidenten erschlagen. Der Rat erhob sich von den Sitzen und gedachte seiner in einer Schweigeminute.

Die Wahlen sind das erste Debattiertraktandum des Abends; die kandidierenden Vorstandsmitglieder werden dabei sogar aus dem Saal gewiesen. Als Präsident des VSETH wird Stöfry Erhardt einstimmig

wiedergewählt. Aus dem Vorstand liegt der Rücktritt von Jürg Meier vor, der das Amt des Vizepräsidenten für Hochschulangelegenheiten innehatte. Der VCS schlägt traditionsgemäss wieder einen Kandidaten vor. Der AMIV unterstützt wohl den VCS-Kandidaten, möchte aber für den Posten des Vizepräsidenten für Soziales einen älteren Kommilitonen in den Vorstand wählen und damit den bisherigen Kandidaten des VMP sprengen. In der Wahl werden alle bisherigen Vorstandsmitglieder wiedergewählt. Neu in den Vorstand tritt Eric Borland IV/4, der Kandidat des VCS, ein. Der AMIV-Kandidat Bruno Diem erreicht wohl eine beachtliche Stimmenzahl, die jedoch noch um 9 Stimmen unter derjenigen des letzten Gewählten liegt. In der Wochenkalender-Kommission bleibt ein Sitz infolge Kandidatenmangels vakant. Die Wahlen aller übrigen Kommissionen und der Revisoren sind unbestritten.

Verschiedene Statutenänderungen, die alle eine Zentralisierung des VSETH anstreben, passieren fast ohne Diskussion. Das neue Finanzreglement wird, weil sehr wenig Delegierte anwesend sind, nicht behandelt.

Am 20./21. Juni hat der VSETH in Dürrenäsch ein Seminar durchgeführt. Alle nun folgenden Anträge sind in diesem Seminar erarbeitet worden. Es wird beschlossen, die Buchhaltungen aller Kommissionen zentral zusammenzufassen und sie einem Fachmann anzuvertrauen. Ein Antrag des Vorstandes zur Bildung einer Kulturkommission, die Ausstellungen empfehlen, Studententheater, studentische Jazzorchester und Kabarets, Wettbewerbe usw. organisieren sollte, wird vom Rat nach heftigen Diskussionen knapp abgelehnt. Dagegen wird beschlossen, eine Sozialkommission zu bilden, die die Vergünstigungsliste dauernd überprüfen und die SBB-Studentenbilletts, die Militärprobleme und die Stipendien- und Steuerfragen behandeln soll. Der vielleicht einschneidendste Antrag seit Jahren, Kommissionsentschädigung, wird, weil die Ratsmitglieder zuwenig über die Ergebnisse des Dürrenäscher Seminars orientiert sind, nicht behandelt. Da die Fachvereinsmitgliedschaft nun obligatorisch ist, beschliesst der Rat, den Fachvereinsbeitrag für alle Fachvereine auf Fr. 5.- anzusetzen und diesen durch die Kasse der ETH einzahlen zu lassen. Zum Schluss stimmt der Rat noch der Motion Flügel zu, nach welcher aus je einem Delegierten pro Semester eine Fachstudienkommission der Abteilung gegründet werden soll.

In einem Schlussvotum äussert Präsident Erhardt sein Missfallen darüber, dass der Rat in seiner Sitzung die Linie des Vorstandes so wenig gebilligt habe.

Konrad Wittorf

Liebe Kommilitoninnen, liebe Kommilitonen

Da ich vom Grossen Studentenrat für das Wintersemester 1964/65 zum Präsidenten der Studentenschaft der Universität Zürich gewählt worden bin und damit alle eure studentischen Interessen vertreten möchte ich mich euch kurz vorstellen.

Trotz meines italienisch klingenden Namens, Enrico Clerici, bin ich Zürcher. Zuerst wollte ich Philosophie und Geschichte studieren, habe mich jedoch dann für die Volkswirtschaft entschieden, was ich noch nie bereut habe.

Im Sommer 1963 bin ich zum Quästor der Studentenschaft gewählt worden; dieses Amt habe ich ein Jahr ausgeübt. Dabei konnte ich mich in die studentischen Probleme einarbeiten. Während die-



ses Jahres ist mir vor allem aufgefallen, dass in studentischen Gremien sehr viel und meistens intelligent gesprochen wird, die praktischen Ergebnisse dagegen zu wünschen übriglassen. Hauptziel des Kleinen Studentenrates dieses Semesters wird es sein, die Unterkunft- und Verpflegungsmöglichkeiten der Studenten zu verbessern sowie im VSS die Politik weiterzuführen, die Zürich unter dem ehemaligen Präsidenten Michael Böhler eingeschlagen hat. Weiter werden wir uns ausführlich mit den im Bericht Labhardt aufgeworfenen Fragen auseinandersetzen müssen.

Zum Schluss möchte ich noch darauf hinweisen, dass die studentische Selbstverwaltung grosse Gebiete umfasst und dass oft die nötigen Mitarbeiter fehlen. Habt ihr Zeit, mitzuhelfen, so geben wir euch in unserem Sekretariat gerne Auskunft über die verschiedenen Möglichkeiten.

Enrico Clerici

Aufruf

Diejenigen unter euch, die bereits an unserer Universität studiert haben, wissen es, die anderen, die das erste Semester an unserer Hochschule verbringen, werden es viel eher, als ihnen lieb ist, erfahren: Die Verpflegungsmöglichkeiten im Hauptgebäude sind völlig unzureichend. Die Unibar ist trotz fortwährenden Rationalisierungsmassnahmen und dem grossen Einsatz des Frauenvereins aus räumlichen Gründen nicht in der Lage, der ständig steigenden Nachfrage zu genügen.

Dieser Missstand ist schon lange bekannt, und es wird von verschiedenen Stellen eine befriedigende Lösung gesucht. Im Extrablatt des »Zürcher Studenten« vom Juli 1964 wurden die Bemühungen der Studentenschaft um ein Provisorium geschildert, die auf diesem Gebiet sehr aktiv ist. Dieses Provisorium könnte jedoch selbst im günstigsten Falle erst im Sommersemester 1965 den Betrieb aufnehmen. In diesem Semester dagegen müssen wir uns auf alle Fälle noch mit der Unibar begnügen.

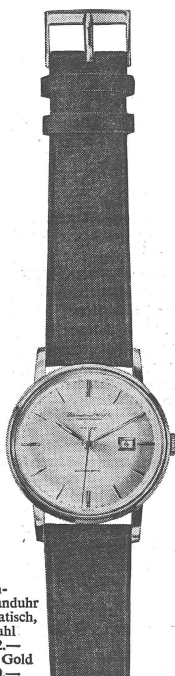
Neben dem zweiten Buffet auf der Höhe des Haupteingangs wurde in den Ferien ein drittes im Lichthof gegenüber der alten Unibar eingerichtet. Warme Mahlzeiten werden nach wie vor nur in der eigentlichen Unibar ausgegeben. Dort wurden jedoch die nötigen Massnahmen ergriffen, um die Kapazität zu steigern. Damit diese neuen Einrichtungen auch voll ausgenutzt werden können, bitte ich euch im Interesse aller, die nicht zu Hause essen können, um folgendes:

Wenn ihr fertig gegessen habt, so überlasst bitte eure Plätze euren noch hungrigen Kommilitonen!

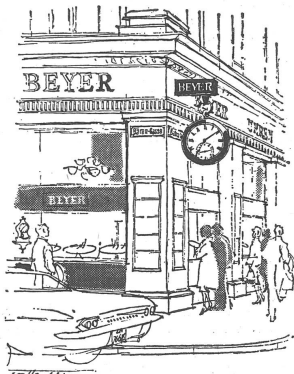
Wollt ihr noch etwas trinken, so benützt doch das Buffet beim Haupteingang oder auf der anderen Seite des Lichthofes. Zudem wurden im 1. Stock ebenfalls Sitzgelegenheiten geschaffen. Dort ermöglicht ihr euren Kommilitonen, die später als ihr gekommen sind, das Mittagessen ebenfalls in einem angemessenen menschenwürdigen Rahmen einzunehmen. Ich zweifle nicht, dass ihr dieser Bitte nachleben werdet, denn ihr werdet nicht so rücksichtslos und unkameradschaftlich sein, eure Kommilitoninnen und Kommilitonen stehend essen oder hungern zu lassen, während ihr vor leeren Tellern sitzt.

Der Präsident der Studentenschaft der Universität Zürich

Enrico Clerici



Herren-Armbanduhr
automatisch,
Edelstahl
Fr. 432.—
18 Kt. Gold
Fr. 840.—



Die goldene Uhr
Ecke Bäregasse / Bahnhofstrasse
— Symbol für Uhren-Beyer

Eine Uhr von Beyer
als Geschenk

Weshalb von Beyer?
Weil er unter den berühmten
Markenuhren die grösste Auswahl
bietet und weil er gleichermassen
führend ist in antiken Uhren
wie modernen Zeitmessern.



UHREN BEYER

CHRONOMETRIE SEIT 1760

Bahnhofstrasse 31, Zürich



CAS-645d

«Coca-Cola» für fröhliche Menschen!

Wo fröhliche Leute zusammenkommen, da ist «Coca-Cola» ein gern gesehener Gast. Köstlich prickelndes «Coca-Cola» erfrischt so herrlich. Es ist das Lieblingsgetränk aller, die jung sind und jung bleiben wollen.



Refresca AG Zürich
Konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

Der Verband der Schweizerischen Studentenschaften (VSS) stellt sich vor:

Was der VSS ist...

Schon seit langem gibt sich der Vorstand des VSS Rechenschaft darüber, dass man ihn und seine Tätigkeit schlecht oder überhaupt nicht kennt. Aus diesem Grunde wird er von nun an öfters enger mit den Schweiz. Studentenzeitungen zusammenarbeiten.

Ich möchte in diesem ersten, kleinen Beitrag, denjenigen, die ihn noch nicht kennen, und das gemäss einer Umfrage über die Hälfte der Schweizer Studenten, den VSS kurz vorstellen. Der Verband der Schweizerischen Studentenschaften nennt sich für unsere welschen Kommilitonen »Union Nationale des Etudiants de Suisse«. Während die französische Bezeichnung die Gesamtheit aller Studenten betont, legt die deutsche Wert auf die Struktur, die – echt schweizerisch – eine föderalistische ist. Das scheint uns – im Verband – übrigens typisch. Während die Romands das Gesamtbild vor Augen haben und bereit sind (vielleicht oft allzu rasch), mit den Traditionen um der Zukunft willen zu brechen, sind die Deutschschweizer eher darauf bedacht, an ihnen festzuhalten – auch wenn sie den Gang der Dinge gelegentlich verlangsamen.

Dem VSS gehören die Studierenden aller schweizerischen Hochschulen an. Gemäss dem längst erschienenen »Labhardt-Bericht« machte das

im Wintersemester 1963/64 die stättliche Zahl von rund 27 000 Studenten und Studentinnen aus.

Am deutlichsten macht sich die Mitgliedschaft – auch das ist vielleicht echt schweizerisch – über das Portemonnaie spürbar: Jedes Semester ist ein runder Franken des Semestergeldes für den VSS bestimmt.

Der Verband gliedert sich in 14 Sektionen, die alle wiederum ihre eigene Struktur und Organisation haben. Zu den zehn »Grossen« – den Studentenschaften der Hochschulen (Genf, Lausanne, EPUL, Freiburg, Neuenburg, Bern, Zürich, ETH, Basel und Handelshochschule St. Gallen) – kommen noch die (zahlenmässig) vier »Kleinere«: die Vereinigung der Studierenden an der Dolmetscherschule, die »Associations des Etudiants de l'Institut Universitaire des Hautes Etudes Internationales«, sowie die Studentenschaften unserer rätoromanischen Kommilitonen und der Tessiner Studenten. Zweimal im Jahr kommen die Delegierten dieser Sektionen zusammen, um die Geschäfte des VSS festzulegen:

Zur Generalversammlung, die jeweils zu Beginn des Juni stattfindet, und zum Jahreskongress, der im Dezember angesetzt wird.

Bei dieser Gelegenheit wählen die Sektionen aus ihrer Mitte den Vorstand, dem sie dann auch

gleichzeitig neue Aufgaben überbinden – und das stets in ausreichender Masse. Ihre Begehren, Anliegen oder Ideen kleiden sie in schöne, juristisch komplizierte Sätze – sogenannte Motionen, die zu wirklichen Pflicht und Aufgabe eben jenes Vorstandes und seiner jeweiligen zahlreichen Mitarbeiter ist.

Noch ein Wort zu diesem Vorstand: Er setzt sich – jedenfalls zur Zeit – aus sieben Mitgliedern zusammen. An seiner Spitze steht der Präsident, alternierend ein Romand oder ein Deutschschweizer, der einzige übrigens, der für seine Arbeit zumindest symbolisch entschädigt wird.

Daneben amtieren fünf Vizepräsidenten (für interne Angelegenheiten, für internationale Beziehungen, für soziale Fragen, für Universitätsfragen, für Kultur- und Jugendfragen) sowie – last but not least – ein Kassier.

Eine dreiköpfige Geschäftsprüfungskommission überwacht die Geschäfte des Verbandes, dessen Zweck – um das doch noch kurz zu sagen – ein doppelter ist – (ich zitiere den Wortlaut der Statuten):

1. gemeinsamen Interessen aller schweiz. Hochschulstudenten zu dienen
2. die Gesamtheit der schweiz. Hochschulstudenten gegenüber Dritten zu vertreten.

Fragen der Hochschulförderung der Presse vorgestellt (auch nach dem Namen des Präsidenten der Kommission »Labhardt-Berichte« bekannt). Um die Arbeiten der Universitätskommission anlässlich des Kongresses zu erleichtern, hat der VSS am 16. Oktober ein Seminar zum Studium dieses Rapports einberufen. Das Seminar beurteilt den Rapport als ausgezeichnet in bezug auf die statistischen Aspekte, hingegen hatte es einiges an den andern Kapiteln auszusetzen, vor allem in bezug auf die Koordination der Hochschulen unter sich sowie die Erstellung von neuen Hochschulen.

Im allgemeinen verspüre man einen zu starken Willen, sich an den statischen Föderalismus zu halten, währenddem die grossen Probleme, die er aufwirft, vielleicht eine dynamischere Interpretation des Föderalismus erfordern. Dieses Seminar wird es dem Vorstand des VSS erlauben, einen vollständigeren und objektiveren Bericht dem nächsten Kongress zu unterbreiten, welcher durch die Diskussionen über diesen Bericht gekennzeichnet sein wird.

Studententheater-Festival

Bis anhin hatte der VSS im Bereiche der Kultur keine grossen Taten vollbracht. Doch seit der GV in Ascona weht ein neuer Wind in diesem Sektor, und eine erste grosse Initiative wurde unternommen. Am 26. September versammelte der VPO die Vertreter der schweiz. Studententheater, um die Möglichkeit eines schweiz. Studententheaterfestivals zu erörtern. Es scheint nun, dass dieses Festival gegen Ende des SS 1965 organisiert werden kann. Neben verschiedenen Theatervorstellungen, die sich über eine Woche erstrecken werden, wird das Festival durch eine historische Ausstellung über das schweiz. Studententheater vervollständigt werden. Es ist noch zu erwähnen, dass auch Konferenzen und Diskussionen über das Studententheater und das Theater im allgemeinen stattfinden werden.

Hans Witschi

Vizepräsident für Kultur- und Jugendfragen

Rolf Egger

Vizepräsident für Internationales

Franco Cavalli

Vizepräsident für Internes

... und was der VSS tut

Stipendienwesen, Status quo und Subventionen

Vor einigen Wochen prüfte der Ständerat den Entwurf zu einem Gesetz, das die Eidgenossenschaft ermächtigen soll, die Kantone in ihren Aufwendungen für Stipendien zu unterstützen. Die Debatte betraf vor allem diejenigen Studenten, die in einem Kanton wohnhaft sind, wo noch nicht begriffen wurde, dass ein Stipendium nicht bloss ein Dasein am Rande des Existenzminimums ermöglichen soll – oder wo die Ausgaben auf diesem Gebiet durch eine »Konjunkturdämpfungspolitik« gesteuert werden. (Nebenbei bemerkt, ein ökonomischer Nonsens! Unser Hochschulwesen auszubauen, vermehrt fähige Kader heranzubilden, wird sich auf lange Sicht als sicherstes Mittel erweisen, die nationale Produktivität zu steigern und damit den inflationären, strukturellen Faktoren unserer Wirtschaft entgegenzuwirken.)

Der vom Bundesrat vorgelegte Entwurf zielte darauf ab, in seinem Vollzug einfach und wirksam zugleich zu sein: Die Eidgenossenschaft unterstützt die Kantone, verpflichtet sie aber, jeweils die ersten 500 Fr. eines gewährten Stipendiums zu ihren Lasten zu übernehmen, in der Absicht, diejenigen Kantone, die wenig oder überhaupt keine Stipendien »ausschütten«, zu einer Anstrengung auf diesem Gebiet anzuregen. Die den Betrag von 500 Fr. übersteigenden Ausgaben sollen, gemäss einem der Finanzkraft der Kantone angepassten Ansatz, teilweise vom Bund gedeckt werden.

Diese »500-Fr.-Klausel« missfiel einer Reihe von Kantonen: sie sahen darin ein Druckmittel, das sie zwingen würde, ihre Stipendiengesetzgebung zu revidieren – und damit den Zugang zu den Studien zu erleichtern. Andere wiederum folgten, diese Bedingung wegzulassen bedeute eine Erleichterung der Zuwendungen seitens des Bundes, die ihrerseits den Zugang zu den Studien nur begünstigen könne. Diese Beweisführungen sind nur teilweise richtig. Um die Bundeshilfe zu vergrössern, müssten die Subventionsätze erhöht werden – und es darf nicht die Rede davon sein, das einzige Element in diesem Gesetz, das eine Verbesserung der gegenwärtigen Verhältnisse gewährte, zu unterdrücken! Der Ständerat war anderer Ansicht, und strich die Bedingung eines nichtsubventionierten Grundbetrages von 500 Fr.

Das hat zur Folge, dass diejenigen Kantone, die bisher wenig oder nichts unternommen haben (und davon gibt es nicht wenige), um den Zugang zur Hochschule zu erleichtern, keinen Anlass finden werden, ihre Haltung zu ändern – mit dem einzigen Unterschied, dass ihre jährlichen Stipendienaufwendungen, die oft kaum die monatlichen Lebenskosten eines einzelnen Studenten decken würden, von nun an noch von der Eidgenossenschaft subventioniert werden.

Die Stellungnahme des Ständerates zum Bundesgesetzentwurf bleibt uns unverständlich, doch wollen und dürfen wir nicht glauben, sie weise auf eine Ablehnung des Prinzips der Erweiterung des Zugangs zum Studium selber hin. Das Recht auf Bildung darf keine Einschränkungen erfahren, und wir hoffen, dass der Nationalrat, der den Gesetzesentwurf im Dezember prüfen wird, die »500-Fr.-Klausel« wieder aufgreift; sie allein gewährleistet die Einführung einer gerechten und wirksamen Stipendienregelung in der Schweiz.

Solidaritätsaktion 1964 des VSS

Die Solidaritätsaktion 1964 der schweizerischen Studentenschaften beginnt am 17. November. Sie wird im Zeichen Indiens stehen. Aufgabe dieser Aktion wird es sein, die schweizerische Öffentlichkeit, insbesondere die Studenten, mit den enormen Jugendproblemen Indiens vertraut zu machen. Was geht uns Indien an? Erstens ist Indien bevölkerungsmässig das grösste Land der freien Welt, und zweitens möchten wir am Beispiel Indiens zeigen, mit welchen Problemen die überbevölkerten Länder Asiens zu kämpfen haben. In Asien leben 60% der Jugendlichen der Welt, von denen weniger als die Hälfte je Schulunterricht geniessen. In Anbetracht der gegenseitigen Verflechtung der Schicksale aller Völker und unserer Verantwortlichkeit als Menschen kann uns die Zukunft dieses Kontinentes nicht gleichgültig sein.

Am ... November wird in der Universität ... eine Photo- und Dokumentationsausstellung gezeigt. Am Abend bist auch Du zum Film- und Diskussionsabend eingeladen. Eine Teilnahme Deinerseits vermittelt Dir nicht nur neue Eindrücke, sondern beweist auch, dass Du mehr als ein hoffungsloser Egoist bist!

IUS-Kongress

Die IUS (International Union of Students) hält ihren 8. Kongress vom 27. Nov. bis 7. Dezember 1964 in Sofia ab. Der VSS hat an dieser kommunistisch beherrschten Organisation, die nach dem

Krieg gegründet wurde, noch nie in irgendeiner Weise teilgenommen. An diesen Kongress wird der VSS zwei Beobachter entsenden. Was veranlasst den VSS dazu? Zweierlei: Nicht alle Verbände, die Mitglieder der IUS sind, sind kommunistische Verbände, vielmehr nehmen zahlreiche Organisationen der Entwicklungsländer in der IUS teil. Andererseits haben die vergangenen drei Jahre gezeigt, dass sich auch mit den osteuropäischen Studentenverbänden durchaus reden lässt. Sie sind auch bereit dazu. Warum sollten wir es nicht sein?

VSS-Kongress

Liestal ist als Tagungsort des 45. Jahreskongresses des VSS gewählt worden. Die Vertreter der Schweizer Studenten werden vom 2. bis 6. Dezember in der Hauptstadt des Kantons Baselland tagen, im Bestreben, eine allgemeine Politik der schweizerischen Studentenbewegung für das Jahr 1965 auszuarbeiten. Die wichtigsten Entschlüsse dieses Kongresses werden sich auf die Politik des VSS in bezug auf die Erleichterung des Zugangs zum Studium, auf die Stellungnahme des VSS zum Labhardt-Bericht und auf die internationale Politik des VSS beziehen. Ausserdem wird der Kongress darüber beraten, durch welche Mittel die Studenten über die Tätigkeit des Verbandes informiert werden sollen.

Der Standpunkt

Mit dem Ziel, die Schweizer Studenten über die wichtigsten Probleme, welche sich heute der Studentenbewegung stellen, zu informieren, entschloss sich der VSS, eine Broschüre betitelt »Der Standpunkt« zu veröffentlichen. Die erste Nummer, welche in den nächsten Tagen erscheinen wird, beleuchtet die verschiedenen Standpunkte zu dem Problem: Die Erleichterung des Zugangs zum Studium, namentlich durch das Stipendium oder durch den Studentenlohn. Die Leser können uns ihre Meinung über diesen Versuch des »Standpunktes« auf einem Fragebogen in Form einer Postantwortkarte kundtun. Wenn dieser Versuch ein reges Interesse bei den Studenten hervorruft, wird der »Standpunkt« wenigstens einmal pro Semester erscheinen.

Der Labhardt-Bericht

Am 16. September hat Herr Bundesrat Tschudi den Bericht der eidg. Expertenkommission für

Ferienpraxis im Ausland im Sommer 1965

Wenn du an einer technischen oder naturwissenschaftlichen Fakultät (ohne Medizin) der ETH oder der Uni studierst und Lust hättest, in den nächsten Sommerferien während etwa acht Wochen auf deinem Fachgebiet in einem ausländischen Betrieb zu arbeiten, dann ist der Praktikantenaustausch der IAESTE (International Association for the Exchange of Students for Technical Experience) das Richtige für dich. Lass dich von dem langen Namen nicht abschrecken, sondern lies die an deiner Hochschule ausgehängte Einladung und melde dich bis zum 4. Dezember 1964 auf dem Praktikantenamt der ETH, Clausiusstrasse 1, Parterre! Je mehr Semester du schon hinter dir hast, desto grösser ist deine Chance, in einem der 33 angeschlossenen europäischen und überseeischen Länder eine passende Stelle zu erhalten.

Tuna de Barcelona

Die Tuna ... Kennen Sie sich schon? Es ist nun das 4. Jahr, dass die Tuna der Universität Barcelona uns auf ihrer Europatournee besucht. Sicher

Formulare, Formulare...

Unsere Uni ist vielseitig. Letztthin genoss ich gar eine Lektion über das Wissensgebiet

Formulare, Formulare, von der Wiege (via Uni) bis zur Bahre!

Bekanntlich gibt's an der Uni einen Aufzug, den – nach den Dozenten – auch behinderte Studenten benutzen dürfen. Ich hat also bei der Kanzlei um einen Schlüssel zum Aufzug, da ich eines Bruches

wegen mein Bein eingegipst habe. (Dieser Tatbestand ist – glaub' ich – ziemlich offensichtlich).

Darauf der Herr Kanzlist: »Bringen Sie bitte ein ärztliches Zeugnis!

Ich war nicht eigentlich verstümmt. Ich staunte nur. Vor allem darüber, dass es offenbar Studenten gibt, die sich ihr ganzes Bein eingipsen, um sich einen Schlüssel zum Aufzug zu erschleichen.

Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
- Ueberdimensionierte Korrekturabteilung: Vier Korrektorinnen auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

erspart Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und macht uns weit und breit zur preiswertesten Spezialdruckerei für Dissertationen

VERLAG P. G. KELLER
WINTERTHUR

Büro nur in Zürich-Witikon:

Im Brächli 15–17
051 34 96 66, 47 22 24 und 24 10 03

ARISTO STUDIO

Klares, übersichtliches Teilungsbild
Grosse, deutliche Skalenbezeichnung
Versetzte Skalen CF/DF/CIF
Kehrwertskaleten C/CIF
6 Exponentialskalen
Dauerjustierung der Skalen
Gleichbleibender Zungengang
Rutschfeste Gummlauflagen
Unzerbrechliches ARISTOLEN-ETUI

DENNERT & PAPE · ARISTO-WERKE · HAMBURG

Eusi Meinig

Was ist auf dem Höneggerberg los?

Ein junger Lehrer gab an der letzten Sitzung des Vorstandes der Sozialdemokratischen Partei des Kantons Zürich seiner Empörung über die Studenten-Baracken (vornehmer: Wohnpavillons für Studenten) auf dem Höneggerberg Ausdruck. Er sei dort bei einem Studentenehepaar auf Besuch gewesen. Dieses zahle für zwei Zimmer ohne Kochgelegenheit, mit primitiver Möblierung und völlig ungenügender Schallsolation Fr. 200.- pro Monat.

Ein anwesender Stadtrat erklärte sich sofort bereit, den Dingen auf den Grund zu gehen und der Parteileitung Bericht zu erstatten. Hier das Resultat:

1. Die Anklage wurde zu Recht erhoben.

2. Die Stadt Zürich kam zu dieser unglücklichen Preispolitik, weil sie das Risiko einer nur teilweisen Vermietung auf die tatsächlichen Mieter abwälzte. Durch die verspätete Erstellung war nur ein Teil der Zimmer belegt. Nach Abzug der Nebenkosten habe die Stadt pro Zimmer im Durchschnitt aber nur Fr. 25.- eingenommen.

3. In Zusammenarbeit mit der Erziehungsdirektion soll für Abhilfe gesorgt werden: Der Kanton übernimmt die Kosten für die Errichtung von Küchen, für das zusätzliche Mobiliar und eine bessere Schallsolation. Der endgültige Zimmerpreis soll Fr. 80.- (inkl. Heizung und Strom) nicht überschreiten.

Nach Abschluss der Ergänzungsarbeiten wird die Vermietung der studentischen Wohnbaukommission übertragen, mit der auch die endgültigen Mietpreise vereinbart werden sollen.

4. Nachwort: Die Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich ist immer bereit, sich der studentischen Anliegen anzunehmen. Sie kann das aber nur, wenn sie orientiert wird. Ein Brief an die richtige Adresse genügt. Sie lautet: Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich, Staufacherstrasse 5, 8004 Zürich.

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich

TEA ROOM LUNCH ROOM

Welleubera
AM HIRSCHENPLATZ

BEI DER ZENTRALBIBLIOTHEK

Studenten mit Legi
auf Essen 10%

Aus eigener Erfahrung

kennen wir die Sorgen vieler Doktoranden bei Drucklegung ihrer Dissertation.

Durch Zahlungerleichterung, technische Beratung und Rücksichtnahme auf Ihre Termine helfen wir Ihnen seit 18 Jahren bei der reibungslosen Abwicklung des Druckauftrages.

Deshalb Ihre Dissertation vom

Juris-Verlag

und

Juris-Druck

Dr. H. Christen, Zürich 1
Basteiplatz 5, Tel. 27 77 27

THEATER am HECHTPLATZ

**MARGRIT
LAUBLI
CÉSAR
KEISER**
Am Flügel: **RENÉ GERBER**

Täglich
20.30 Uhr

Vorverkauf ab 15 Uhr
Telephon 34 82 84

E

Yeah –
Yeah –
Yeah!

Ein «Yes» zur jungen, farbenfrohen Herrenmode in unserem Young men's shop in der ersten Etage unseres Geschäftes an der Sihlporte!

Wir zeigen eine dynamische Mode im rassigen College-Style für junge (und ewig junge) Herren für Alltag, Weekend und Party.

In unserem Mc Gregor Corner finden Sie die letzten sportlichen Neuheiten.

Und das Wichtigste: Preise, die sich junge Herren leisten können!

Fein-Kaller
YOUNG MEN'S SHOP

Sihlporte-Talstrasse 82 Zürich

Studentische
Arbeitsgemeinschaften
beider
Hochschulen
Zürich



Vorerst möchte ich Euch alle, liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, im Namen der Studentischen Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen herzlich zum Semesterbeginn begrüßen. Ich hoffe, dass Ihr ein in jeder Beziehung erfreuliches Semester in Zürich verbringen werdet, und wünsche Euch schon jetzt viel Glück und Erfolg.

In Anbetracht der Tatsache, dass wohl wiederum scharenweise bildungshungrige junge Leute ihr Studium in der Limmatstadt antreten, die über die hiesigen Bräuche und Institutionen noch nicht orientiert sind, darf ich mir sicher erlauben, einige erläuterte Worte über die oben genannten Studentischen Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen – kurz AGH genannt – zu verlieren. Es handelt sich dabei – das symbolisiert schon unser Signet – um Diskussionen am runden Tisch, bei welchen an einigen Abenden des Semesters ein Thema von verschiedenen Seiten her beleuchtet und durchgesprochen wird. Um den Gesprächen zu einem gewissen Niveau zu verhelfen und eine gute Ausgangslage für die anschließende Diskussion zu schaffen, wird für jeden Abend ein Fachmann als Referent eingeladen, der in einer kurzen Einführung seine persönliche Meinung darlegt, um dann als gleichberechtigter Partner am gegenseitigen Gedankenaustausch teilzunehmen. Dem mauseigenen Studenten bietet sich so eine einzigartige Gelegenheit, mit Spezialisten zusammenzusitzen und zu diskutieren.

Nun zu der Auswahl der einzelnen Themen. Sie erfolgt im allgemeinen nach zwei Gesichtspunkten: einerseits sollen Fragen, die aus allgemeiner oder studentischer Sicht besonders brennend und interessant scheinen, die indessen aus dem einen oder anderen Grunde nicht in die Vorlesungsprogramme der beiden Hochschulen aufgenommen wurden, behandelt werden, daneben soll aber andererseits auch der gesellschaftliche Teil nicht zu kurz kommen; denn gerade in einer Universitätsstadt wie Zürich, wo Studenten verschiedenster Nationalitäten, Religionen und auch persönlicher Anschauungen zusammenkommen, erweist sich oft ein persönlicher Kontakt und Meinungsaustausch als ausserordentlich wertvoll und gewinnbringend. Um diese menschliche Fühlungnahme auch noch ausserhalb der eigentlichen Diskussionsabende zu fördern, führen wir ebenfalls in diesem Semester wieder eine der besten eingeführten Lukullus-Arbeitsgemeinschaften durch.

Nach diesen Bemerkungen mehr allgemeiner Natur möchte ich Euch nun näher mit den einzelnen Themen und den vorgesehenen Programmen – soweit diese bereits zusammengestellt und bekannt sind – vertraut machen.

Russland — Schein und Wirklichkeit

Auch in diesem Semester wollen wir uns etwas näher mit einem fremden Land befassen. Nach dem Entwicklungsland Indien soll das Gespräch diesmal unserem weltgeschichtlichen Partner im Osten gelten, und zwar wollen wir versuchen, etwas tiefer in seine Geheimnisse und Probleme einzudringen, als dies gemeinhin etwa geschieht. Zu diesem Zwecke hat sich Carlo von Ah als Diskussionsleiter – er ist durch sein Amt beim VSETH als Informationsbeauftragter für Ostfragen für eine derartige Aufgabe geradezu prädestiniert – ein abwechslungsreiches Programm zusammengestellt und wird uns sicher eine Liste mit ausgezeichneten und bestbekannten Russlandkennern als Referenten vorlegen. Um die verschiedenen Aspekte der östlichen Weltmacht näher zu beleuchten, um Schein und Wirklichkeit voneinander zu trennen, sollen einerseits kritische Stimmen aus dem Westen – vor allem auch Leute mit eigener Russlandserfahrung – und andererseits auch die offiziellen Vertreter der heutigen Sowjetunion zu Worte kommen.

Vorgesehen sind unter anderem folgende Abende:

- Russland und seine geschichtliche Rolle in der Neuzeit
- Russland mit Intourist (Intourist ist die offizielle sowjetische Reiseagentur)
- Russland ohne Intourist
- Russland aus der Sicht eines Exilrussen
- Was ist die Sowjetunion wirklich?

Evviva la musica

Anstelle des seit einiger Zeit üblichen literarischen Abendessens wollen wir wieder einmal über Musik diskutieren. Es versteht sich von selbst, dass dabei nicht bloss schöngeistig und entsprechend viel theoretisiert werden soll, sondern ebenfalls anhand von musikalischen Beispielen und Ausschnitten unser Musikverständnis erweitert und vor allem auch unser Ohr mit neuen Klängen vertraut gemacht werde. Die beiden Diskussionsleiter, Knaus Jakob und Rico Wengle, sehen für die erste Hälfte des Semesters ein eher aufgelockertes Programm für die verschiedensten Geschmacksrichtungen vor, um dann im Februar noch einen gewichtigen Richard-Strauss-Zyklus durchzuführen. Musikliebhaber aller Länder finden also in dieser Arbeitsgemeinschaft sicher Gesinnungsgenossen, mit welchen sich nach Herzenslust fachsimpeln und in musikalischen Gesprächen schweifen lässt.

AGH – Im Wintersemester 1965

Hier in groben Zügen das Programm:

November:

Jazzabend für Freunde klassischer Musik
Einführung in die moderne symphonische Musik

Dezember:

Die Arbeit eines Konzertkritikers
Besuch der Grossmünsterorgel

Januar:

Besuch des Studios Zürich

Februar:

Vier Abende mit Richard Strauss

Politischer Abend

Aus dem altbewährten »Politischen Abendessen« ist in diesem Semester ein »Politischer Abend« geworden. Das will aber nicht etwa heissen, dass wir die Diskussionen auf dem Trockenen durchzuführen gedenken, sondern vielmehr, dass sich der Leiter dieser Arbeitsgemeinschaft, Anton Borbély, bemüht, seine Gruppe von einem der landesüblichen politisierenden Biertische weg zu einer vertieften, auf die Philosophie zurückgreifende Anschauung und Beurteilung der Politik zu führen. Der phrasendreschende und redegehaltene Parteifunktionär wird daher kaum auf seine Rechnung kommen und vollkommen fehlt am Platze sein, dafür vermag dann um so eher der dem Grundsätze ringende und denkende Staatsbürger Gewinn aus den Gesprächen zu ziehen; denn das Programm, das bis jetzt vorliegt, ist, auch was die in Aussicht gestellten Referenten betrifft, ebenso vielversprechend wie anspruchsvoll. Es umfasst folgende Themenkreise:

- Umstrittene Mündigkeit des Staatsbürgers
- Möglichkeiten des politischen Handelns innerhalb und ausserhalb der bestehenden Ordnung
- Ethische Richtlinien für das politische Handeln in der geistigen Situation der Zeit
- Elitewebungen in der Geschichte
- Der kommunistische Standpunkt zur Frage der Mündigkeit, der ethischen Richtlinien, der Elite.
- Anatomie des Friedens – Anatomie des Krieges
- Der Kriegsfall: Verantwortung und Ohnmacht des Einzelnen

Lukullus am häuslichen Herd

Hier erübrigen sich lange Worte der Einführung. Obwohl Lukullus erst seit einem Semester die Schutzheerlichkeit einer Arbeitsgemeinschaft übernommen hat, sind die Anlässe unter seinem Patronat

bereits allseits und bestens als Zusammenkunft der auserlesenen Koch- und Lebenskünstler beider Hochschulen bekannt. Als spritzlebendigen Diskussionsleiter haben wir auch in diesem Semester wieder Harald Siegrist gewonnen, der sicherlich seiner reichen Phantasie freien Lauf lassen wird, um seine Gäste auf würdige Weise zu bewirten und zu unterhalten. Der Kochkurs – eigentliche »pièce de résistance« der Winterarbeit – findet erst im Januar statt und muss aus organisatorischen Gründen leider auf maximal 16 Teilnehmer beschränkt werden, doch sollen zur Auflockerung des Wintersemesters noch etliche andere fröhliche Abende für ein weiteres Publikum offen sein:

Dezember:

je ein Abend mit Curry-Gerichten und Gulasch.
zwei Abende mit Weihnachtsgebäck

Januar:

Waldweihnacht im Zürichbergwald
Kochkurs (Verpflichtung zum Besuch aller 4 Abende, Preis inkl. Essen 24.–)

Februar:

Fondue-Abend

Wie meldest Du Dich an?

Falls du dich nun für das eine oder andere Thema interessierst, nimmst du eine der in Uni, Poly und den wichtigsten Instituten aufliegenden Anmeldekarten und füllst sie deinen Wünschen entsprechend aus. Du wirst dann automatisch an die »Eröffnungsparty« eingeladen, wo du Gelegenheit findest, deinen Diskussionsleiter kennenzulernen. Wenn du dich noch nicht endgültig entschieden hast, so kannst du dich auch erst dort festlegen; schicke uns aber bitte trotzdem eine Anmeldekarte, auf welcher du bloss deine Teilnahme an der Eröffnungsparty ankreuzest.

Sehr erfreulich wäre es auch, wenn du noch die Leitung einer Arbeitsgruppe übernehmen würdest. Eigentlich waren nämlich noch folgende Themenkreise vorgesehen, für die sich bis jetzt noch keine Leiter gemeldet haben, deren Bearbeitung du also ganz nach deinem Willen übernehmen könntest:

- Kybernetik
- Masse und Massenmedien
- Massnahmen gegen Gewässer- und Luftverschmutzung

Sehr willkommen sind natürlich auch eigene Vorschläge, sei es für dieses oder für das nächste Semester. Für persönliche Auskünfte jeder Art stehe ich jederzeit gerne zur Verfügung.

Max Lehmann

Notizen über Aufgaben und Ausbildung der Mittelschullehrer

Müssen die Mittelschullehrer Wissenschaftler sein? Diese Frage ergibt sich einerseits aus dem Gefühl des Ersticken in der stets wachsenden Stofffülle, andererseits aus dem Eindruck heraus, dass alle fleissigen Bemühungen zur Meisterung dieser Fülle eigentlich weit am Ziel vorbeischiessen, wenn dieses im Mittelschullehrerberuf besteht. Zwischen der Aufgabe des Mittelschullehrers und seiner Ausbildung scheint eine grosse Spannung zu bestehen. Er soll die Schüler bilden: Verantwortungsfühl und Achtung vor dem Mitmenschen wecken, den Sinn öffnen für das Schöne und Ewige; er soll sie fähig machen zum logisch klaren Denken, welches zu einer führenden Persönlichkeit gehört. Kann das wirklich nur der zum Forscher ausgebildete Wissenschaftler?

Der Lehrer mathematisch-naturwissenschaftlicher Fächer hat die Schüler mit unbestreitbaren Tatsachen bekannt zu machen. Daneben sollte er aber die Fähigkeit besitzen, den Schülern die Augen zu öffnen für das wunderbare Geschehen in der Natur. Der kalten oder auch begeisterten Darstellung der Berechenbarkeit möge er das Erstaunen über die feinen Zusammenhänge beifügen. Dieses Erstaunen droht der Mensch des technischen Zeitalters zu verlieren, und doch ist es notwendig, um das Mass nicht zu verlieren.

Betrachten wir den Sprachlehrer. Er hat Regeln beizubringen und Literaturkenntnisse. Sowohl die Regeln als auch die Inhalte literarischer Werke sind lernbar. Man kann Regeln der Sprache aber auch verstehen, ihre eigenartige Gesetzlichkeit entdecken, ihre innere Logik erspüren. Erst recht lassen sich literarische Werke nicht nur inhaltlich lernen, sondern in ihrem ganzen Reichtum verstehen und entdecken. Diese Entdeckerfreude in den Schülern zu wecken ist Aufgabe der Sprachlehrer an der Mittelschule. Eine wissenschaftliche Aufgabe?

Vom Geschichtsunterricht wird immer wieder verlangt, dass er gegenwartsbezogen sei. Das kann er in jeder Stunde sein, auch ohne dass ausdrücklich

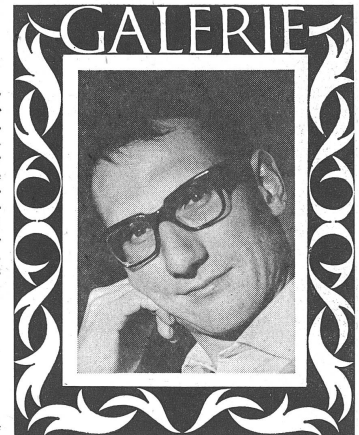
von unserer heutigen Zeit gesprochen wird, dann nämlich, wenn der Geschichtslehrer an den behandelten Beispielen in packender Weise zu den Grundproblemen menschlichen Daseins und Zusammenlebens vorstösst. Dazu braucht er sich bloss nicht im Kleinkram der politischen oder Personengeschichte zu verlieren, desto mehr sollte er im Netz der Weltgeschichte die Knotenpunkte und Hauptstränge herausheben. Solche Dinge müssten bei der Ausbildung der Mittelschullehrer vermehrt berücksichtigt werden.

Ich wage die Behauptung, die Mittelschullehrer seien zu sehr für die wissenschaftliche Forschung ausgebildet. Dabei liegt ihre Aufgabe im schöpferischen Nachgestalten des wissenschaftlich bereits Erforschten, in lebendiger Vermittlung von Wissen und Gedankengut. Ein Abbau der Stofffülle im Hauptfach zugunsten der pädagogischen und didaktischen Ausbildung würde dem künftigen Mittelschullehrer in vermehrt Mass gestatten, die wichtige Querverbindung zu andern Fächern im Auge zu behalten. Das wäre bestimmt ein Vorteil im Hinblick auf die spätere Zusammenarbeit mit den Lehrern anderer Fächer.

Die Hochschulen sollten von Studenten entlastet werden, welche nicht wissenschaftlich arbeiten wollen, habe ich in einer Zeitung gelesen. Könnte man zu dieser Entlastung nicht beitragen durch Schaffung von besonderen Ausbildungsstätten für Mittelschullehrer, in enger Zusammenarbeit mit den Universitäten? Zugleich würde der Mittelschullehrerberuf dadurch von der Belastung befreit, für viele bloss die unvermeidliche Endstation des Studiums zu sein, statt erwähltes Berufsziel. Wer kennt nicht die Bezeichnung des »missratenen Wissenschaftlers«, die manchmal auf Mittelschullehrer angewandt wird? Bestimmt kommt der Eindruck, aus dem diese Bezeichnung entspringt, daher, dass so ein Lehrer zu sehr in sein Fach verliebt und zu wenig Remittent seines Stoffes ist.

Reto Rigonalli
stud. phil. I

Es ist nicht leicht, den Leiter der »incoming tours« im Gebäude des Schweizerischen Studenten-Reisedienstes zu finden. – Er haust im obersten Stockwerk am Ende eines verwinkelten Korridors. Heute ist es leichter, bis zu ihm vorzudringen, denn der Weg ist gut markiert. SAUSER steht da überall geschrieben; originelle Leute – von ihnen wimmelt es ja beim SSR – haben sich in Wirtshäusern als Kleptomane betätigt, und so findet man



Hans Ulrich Sauser

bald. Nun, da die Saison vorüber ist und die »incoming« Touristen wieder nach Hause gefahren sind, sitzt er jeden Nachmittag hinter den Abrechnungen und den Vorbereitungen für die nächste Saison.

Vor zwei Monaten sah es in den beiden Büros von »incoming« noch ganz anders aus. Nicht nur war es tierisch heiss in diesen Räumen direkt unter dem Dach, sondern es herrschte auch permanent ein grosses Gedränge von allen möglichen Leuten, die irgend etwas wollten. An den Wänden hingen zwischen den Plakaten, die bei studentischen Reisebüro genauso zum Inventar gehören wie in jeder andern Reiseagentur, grosse Schemata, die zeigten, wann welche Gruppe sich wo aufhielt. Es braucht einige Organisation und viel Kleinarbeit, so viele Gruppen auf ihren hektischen Europareisen möglichst billig, bequem und an die renommiertesten Schweizer Touristenzentren zu führen. Hans-Ueli Sauser versteht es, dies geschickt und ohne viel Aufhebens zum Klappen zu bringen.

Nach Absolvierung des Literaturgymnasiums liess er sich zum Primarlehrer ausbilden und gab ein Jahr lang Schule. Anschliessend studierte er an der Uni Deutsch, Französisch und Englisch und schloss mit dem Sekundarlehrer ab. Wieder erteilte er während eines halben Jahres Unterricht, worauf er im Frühling 1963 die Halbtagsstellung beim SSR übernahm. Heute studiert er Musik und Gesang, widmet den Morgen seinem Studium und ist am Nachmittag im Büro zu finden, wenn er nicht gerade irgendwo in Europa an einer der Konferenzen der Studentenreiseorganisationen teilnimmt. Er ist einer der letzten studentischen Funktionäre in leitender Position. Man mag es bedauern, aber die beträchtlich ausgeweitete Geschäftstätigkeit des SSR liess in den Fachkenntnissen erfordernden Funktionen keinen Raum mehr für studentischen Dilettantismus; so sind Studenten heute vorwiegend als Mitarbeiter und Reiseleiter tätig.

Und gerade die Reiseleiter wissen es zu schätzen, dass die Reisen so gut organisiert sind, selbst wenn sie dabei in Kauf nehmen müssen, am Sightseeing-Demonstrationsausflug der Reiseleiter nach Luzern eine zweistündige, äusserst monoton vortragene Instruktion von Hans-Ueli anzuhören. Oder wenn sie zum Empfang ihrer Gruppe 15 kg Papier, Lektüre aller Art über die Schweiz mitnehmen müssen. Sauter weiss zwar, dass die »incoming« Gruppen fast immer sehr zufrieden sind mit ihrem Schweizer Aufenthalt, aber er lässt sich dies anhand von Fragebogen bestätigen. So gelang es ihm, der USNSA (United States National Student Association) einen weiteren Tag Aufenthalt in der Schweiz (bringt Geld, bringt Geld) abzutrotzen. Ausserdem hat er die nachgerade sehr bekannten, ja berühmten Fondue-Parties für Amerikaner eingeführt, an denen er meist auch zu finden ist, denn schliesslich möchte er seine Gruppen (vorwiegend Mädchen) kennenlernen. Daher bringt er ihnen auch die Post immer selbst, und es macht ihm gar nichts aus, deswegen mit seinem Roller quer durch die Stadt zu fahren.

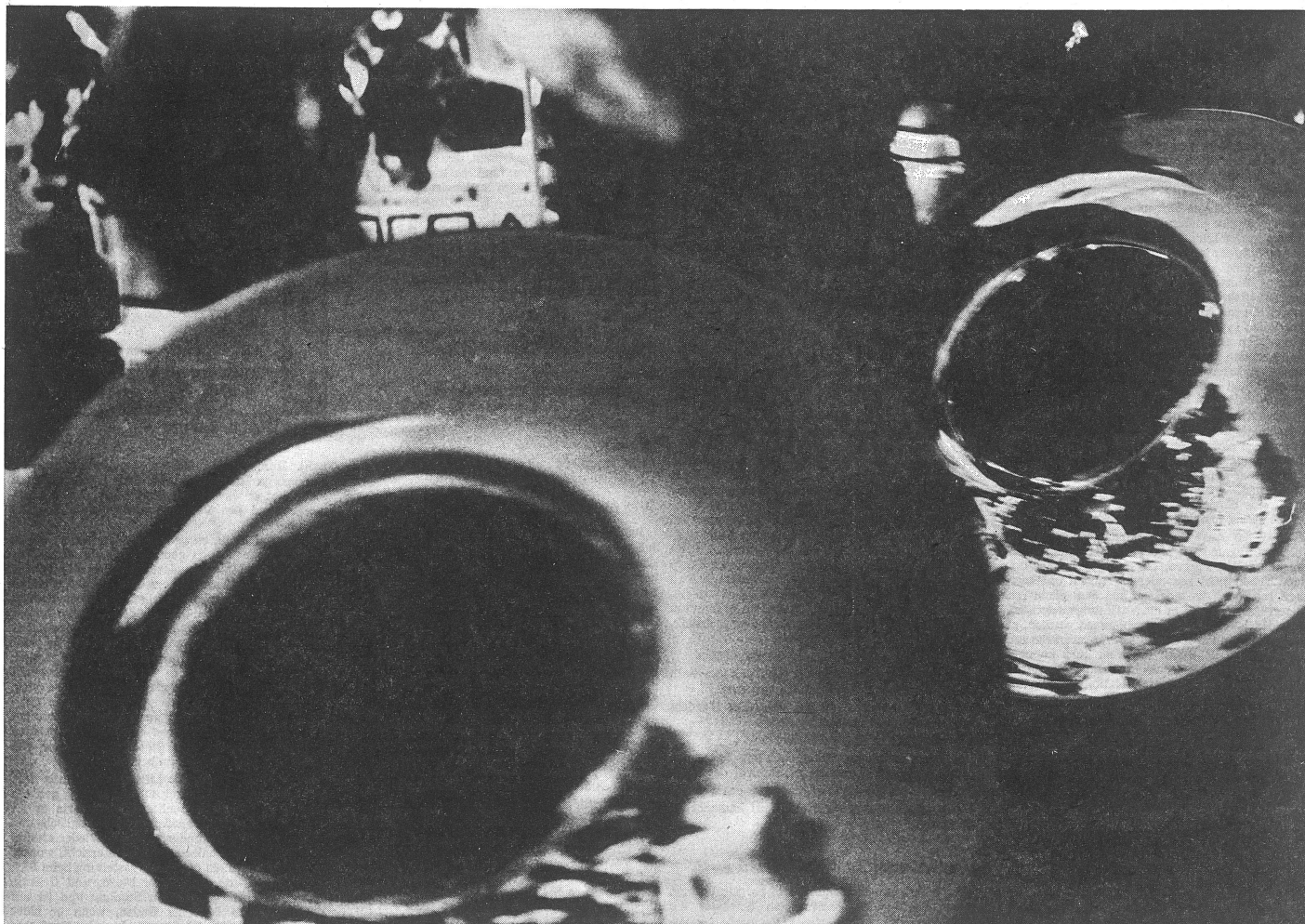
Durch Überraschungen, die nicht immer angenehm sind, lässt er sich nicht aus der Ruhe bringen.

Obwohl ein Reiseleiter erst nach eingehender Prüfung in seine Kartei aufgenommen wird, musste er diesen Sommer einen Ort und Stelle entlassen. Oder als ihm an einem andern Abend an einer Fondue-Party ein Telegramm in die Hand gedrückt wurde, beachtete er es nicht weiter, da er mehr mit dem Weisswings beschäftigt war. Erst am andern Morgen ging ihm die fatale Botschaft richtig auf: Eine Gruppe Marokkaner komme heute in Genf an. Dabei hatte er angenommen, diese Reise sei ins Wasser gefallen, nachdem das marokkanische Büro die Vorschläge des SSR als zu teuer zurückgewiesen hatte und darauf nichts mehr von sich hören liess. Es wunderte einen aber nicht besonders, dass am Abend Unterkunft und Guide, und dies mitten in der Hochsaison, doch vorhanden waren. Es brauchte dazu allerdings eine gute Portion Glück, unzählige Telefon-Gespräche und Hans-Ueli Sauser.

BG

Die Grundlagen zu den Gedankengängen dieses Artikels bilden 1. ein Gespräch mit Markus Kutter, dem Verfasser des Buches »Sachen und Privatsachen« (Walter-Verlag, Olten, 1964); 2. die Lektüre der zwei wohl bedeutendsten Beiträge des Taschenbuches »Was ist heute links?« (herausgegeben von Horst Krüger, List-Bücher Nr. 241): »Links in der Bundesrepublik« von Ralf Dahrendorf und »Der Geist und sein drittes Jahrtausend« von Gerhard Zwerenz, sowie 3. die Lektüre des Artikels »Zur Diskussion: Um eine neue Linke von innen bittende von Peter Meier in der Wochenendausgabe TA 7 des Tages-Anzeigers vom 23. Mai 1964 und den vielen auf diesen Artikel hin im Tages-Anzeiger erschienenen Diskussionsbeiträgen.

(Auszüge aus »Sachen und Privatsachen« findet der geneigte Leser als neues Feuilleton des »zürcher student« in dieser und den folgenden Ausgaben unserer Zeitung in diesem Semester.)



Opposition

Dieser Artikel will das Wie, Was, Wer und Wo traditioneller, politischer Opposition einem möglichen Wie, Was, Wer und Wo einer neuen, der Zeit angepassten politischen Opposition gegenüberstellen.

Es sei betont, dass es hier nicht darum geht, die politischen Einrichtungen, die in unserer Verfassung niedergelegt sind, oder die politischen Parteien zu kritisieren oder in ihrer Notwendigkeit zu negieren: beide haben nach wie vor – in ihrer Abgegrenztheit – in der politischen Praxis ihren Platz. Es zeigt sich jedoch je länger je mehr, dass sie als politisches Instrumentarium gerade in ihrer durch Geschichte und Programme gegebenen Abgegrenztheit zur Bewältigung der Probleme unserer Zeit nicht mehr ausreichend sind.

Die Umschreibung der Stellung, der Aufgaben und der Arbeitsweise einer vorstellbaren solchen »neuen politischen Kraft« soll die Grundlage zum Anliegen dieses Artikels bilden: zur Darstellung der unbedingten Notwendigkeit dieser unserer Zeit angepassten »neuen Opposition«, wie sie genannt werden soll.

Opposition einst...

Im 19. Jahrhundert war die Stellung der Opposition, die damals auch von der ursprünglichen Linken im französischen Parlament ihre Etikette »links« erhalten hat, fest umrissen. Es galt, der unterdrückten, ausgebeuteten, macht- und rechtlosen Masse der Arbeitnehmer bessere, menschenwürdige Arbeits- und Lebensbedingungen zu verschaffen.

Heute sind viele, wenn auch nicht alle Postulate der damaligen oppositionellen Sozialdemokratie erfüllt, und:

»Man kann kaum darüber streiten, dass es schwer ist, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Linker zu bleiben. Schwer vielleicht gar nicht so sehr wegen der damit eingehandelten Anfeindung sowie der ethischen Zwangslagen, in die man gerät, als vielmehr, weil das Jahrhundert Ideale und Idole reduzierte und zugleich alte Forderungen auf eine so plausible Weise verwirklichte, dass die Verwirklichung abschreckt, irritiert oder zumindest ein melancholisches Abwenden erzwingt.

Die Linke musste am eigenen Leib erfahren, auf welch tragische Weise Realisation auch Enttäuschung, Leben auch Tod ist. Dieser Linken ist nicht nur das Pathos sowie die Berechtigung dazu verlorengegangen. Sie hat sich auch bei allen Niederlagen totgesiegt. Denn am Anfang war der Traum von einer grossen Utopie; und am Ende ist der Sechsstunden- und Zweistundentag; wohlwollend kommentiert, weil wir uns den sarkastischen Kommentar ersparen wollen, den die Rechte ohnehin gratis liefert.« (Zwerenz, a. a. O. 90)

Was vom traditionellen Programm der sozialdemokratischen Opposition heute noch nicht Wirklichkeit geworden ist, reicht nicht mehr zu einem grandiosen utopischen Gemälde. Sätze wie die ersten der »Erklärung der Sozialistischen Internationale, beschlossen in Frankfurt am Main am 3. Juli 1951«:

»Der Kapitalismus hat seit dem 19. Jahrhundert ungeheure Produktivkräfte entwickelt. Gleichzeitig hat er die grosse Mehrheit des Volkes vom Einflusse auf die Gestaltung der Produktion ausge-

schlossen. Er hat die Eigentumsrechte über die Menschenrechte gestellt. Er schuf eine neue Klasse der Lohnarbeiter ohne Eigentum und soziale Rechte. Er schärfte den Kampf der Klassen.«

sind in unsere Zeit hinübergerettete Relikte einer Situationsbetrachtung, wie sie schon lange überholt ist, zum mindesten in jenen Teilen Europas, z. B. der Schweiz, um die es sich hier handelt.

Eine sozialdemokratische Opposition hat sich weder im ideellen Sinn noch in der politischen Praxis – man denke nur an das friedliche Zusammenarbeiten von althergebrachtem »Linken« und »Rechten« in den Exekutiven, Kommissionen, Arbeitsgemeinschaften usw. – aus dem 19. Jahrhundert in unsere Zeit hinüberretten können.

Das ist nicht unbedingt ein Negativum: haben wir doch u. a. dadurch eine politische Stabilität, wie sie sonst in Europa kaum zu finden ist.

Dass man das heutige Fehlen einer traditionellen Opposition nicht der Sozialdemokratie zum Vorwurf machen und nicht ihrem etwaigen Versagen in der modernen Zeit zuschreiben kann, zeigt sich bald, versucht man sich klarzuwerden, was denn dazu beigetragen hat, alte Oppositionen in alten Gleisen zur Bedeutungslosigkeit zu bringen.

... und jetzt

Die politische und wirtschaftliche Lage ist heute grundsätzlich eine andere als im 19. Jahrhundert. Die Forderungen der Arbeiter haben sich zum grossen Teil erfüllt, wir leben in einer angespannten Konjunktur, die vielen das zu bieten hat und das auch gibt, was früher Wesentlichstes ihrer Forderungen war. Die noch nicht gelösten Probleme und vor allem die durch diese Lage neu hinzugekommenen Probleme sind grundlegend anderer Art, sind so differenziert und zahlreich gewor-

den, dass ihre Lösungen nicht mehr Platz haben in einem einigermassen einheitlichen Ideengebäude, das Klammer und Inhalt einer Opposition bilden könnte. Alle Parteien, seien sie von alters her nun als »links« oder »rechts« etikettiert, stehen heute vor diesen gleichen Problemen und haben die Pflicht und Schuldigkeit, Versuche anzustellen, diese zu lösen. Es gibt nicht mehr, wie vor hundert Jahren, eine Partei, die Postulate verkündet, welche von der andern Partei als null und nichtig oder zumindest als höchst unwichtig erklärt werden.

Zu diesen vielen Problemen gehören selbstverständlich auch soziale, aber:

»Soziale Probleme sind Detailprobleme geworden. Sie verlangen daher nicht grosse Entwürfe, utopische Idealstaaten, sondern Forschung, Ueberlegung im einzelnen, Sozialpolitik. ... Die soziale Frage eignet sich also nicht mehr zur Herstellung eines politischen Programmes der Linken; die sozialen Fragen sind im grossen und ganzen parteiindifferent geworden.« (Dahrendorf, a. a. O. 39)

Ein Beispiel schweizerischer Innenpolitik: Jedermann ist sich vollkommen im klaren darüber, dass in der Schweiz nun endlich einmal etwas Konkretes im Gewässerschutz passieren müsste. Links und Rechts haben dieses Postulat auf ihrem Banner, nicht mehr nur eine oppositionelle Partei als ständig diese Forderung wiederholende gegenüber einer an der Macht seienden, welcher diese Sache nicht so dringend erscheint.

So sind die Probleme der Innen- und auch Aussenpolitik, wie Neutralität, Föderalismus, Bildungs-, Militär-, Wirtschaftspolitik, Fremdarbeiterproblem, Gewässerschutz, Nationalstrassenbau usw., Tummelplatz geworden für sämtliche Parteien, seien diese nun etikettiert wie sie wollen. Allenfalls streiten sich die traditionellen Parteien noch um

Prioritätsfragen, streiten sich noch um Bezeichnungen der Wichtigkeit und des Ausmasses der jeweiligen Probleme – dass aber etwas geschehen müsse, z. B. für den Gewässerschutz, für die Fremdarbeiter, für den Nationalstrassenbau, darüber ist man sich im grossen und ganzen einig. Die Uneinigkeiten, was geschehen solle und wie es geschehen solle, sind kaum mehr in Parteiprogrammen verankert, schliesslich gleichen sich diese Programme so stark, dass man von ins Gewicht fallenden Unterschieden ebenfalls kaum mehr zu reden wagt.

Nicht nur die sozialen, auch alle andern Probleme sind partei-indifferent geworden.

Wo aber ist in einer solchen Vis-à-vis-Stellung aller Probleme mit allen Parteien noch der Platz einer Opposition, der neuen Opposition, wie wir sie hier nennen wollen?

Opposition ist eine Frage des Stils geworden

Opposition ist heute nicht mehr an eine Partei gebundene Sache, sie ist eine partei-indifferente Frage des Stils geworden.

Es kann sich nicht mehr darum handeln, der Partei (heute eben schon: den Parteien) an der Macht klarzumachen, Gewässerschutz sei nötig. Das ist allen klar. Vielmehr wäre es an einer solchen, durch alle Parteien hindurchgehenden neuen Opposition, sich insofern für den Gewässerschutz einzusetzen, dass einmal etwas verwirklicht würde. Aber: wie? sich einsetzen?

Das würde gemeint mit der Formulierung, Opposition sei Frage des Stils geworden: Nicht mehr ein »Was« (Gewässerschutz) steht im Vordergrund, kann im Vordergrund stehen, sondern viele »Wie« bedrängen heute alle Parteien, und in diesen »Wie« ist neue Opposition zu suchen.

»Eine neue Linke steht vor der Aufgabe, diese modernen Strukturen zu erforschen und sie beim Namen zu nennen.

Die Formen des Kampfes dürften vielfältig, insgesamt aber als kulturelles Partisanentum zu definieren sein, wobei Ost und West, Weltanschauung, Partei, Glaube, Herkunft, Nationalität, Stand, Rasse und Klasse keine Trennlinien setzen.« (Zwerenz, a. a. O. 94)

Um beim gleichen Beispiel zu bleiben: Ein Parlamentarier oder ein Journalist (der vielleicht zu einer »rechts« etikettierten Partei oder Zeitung gehört), der eine wenn möglich wissenschaftliche Analyse mit wenn möglich neuen Aspekten der Grundsituation des Problems Gewässerschutz (die »Erforschung der entsprechenden Struktur nach Zwerenz, »Forschung«, »Überlegung im einzelnen« nach Dahrendorf) bietet, auf Grund der neuartigen Vorstösse möglich werden, oder der selbst eine neuartige Idee zur Verwirklichung etwelcher Massnahmen lanciert, ist heute oppositioneller als ein alter Sozi, der dauernd nur schimpft.

(Dass auch die Sozialdemokraten an diesem permanenten Ideenwettbewerb beteiligt sind – das ist ihre Chance, oppositionell zu bleiben, vielmehr neu zu werden.)

Wie, was ...

Merkmal einer solchen neuen Opposition wäre, dass sie nicht mehr als Ziel hätte, ihre Mitglieder zu organisieren (jede Organisation würde beschränken), und dass sie auch nicht bestrebt wäre, ihre Spitzenleute in die Exekutivorgane der Kantone und des Bundes wählen zu lassen. Sie müsste ihre Macht freiwillig einschränken auf die Diskussionen in den Legislativen, Arbeitsgemeinschaften, Kommissionen und vor allem in der vierten politischen Kräfte, der Presse.

»Wenn die Linke zur Macht kommt, hört sie schon darum auf, Linke zu sein, weil sie nunmehr entscheiden muss.« (Dahrendorf, a. a. O. 40)

und:

»Es kommt darauf an, dass die Politiker (als die Macht-Tragenden, Entscheidenden) die Intellektuellen (als die »neue Opposition«) anhören und dass die Intellektuellen zu den Politikern sprechen. Zu den Politikern sprechen, das heisst wiederum: Kritik und Entwurf. Der doppelte Vorteil der Intellektuellen – und seine unersetzliche Bedeutung für die Gesellschaft – liegt darin, dass er die Zeit hat, über die Dinge, die zur Entscheidung stehen, nachzudenken, und darin, dass er den Abstand hat, die Dinge in grösserer Zusammenhang zu sehen. Der Intellektuelle, der zum Manager wird, verliert die Zeit; wird er zum Politiker, dann verliert er den Abstand – beides häufige Figuren der Gegenwart. Die Intellektuellen sind sozusagen das permanente konstruktive Misstrauen der Gesellschaft – oder sollten es sein, um ihre Aufgabe an der Spitze der »Linken« wahrzunehmen.« (Dahrendorf, a. a. O. 42)

Die neue Opposition müsste sich begnügen mit dem Platz »Im Gespräch«, »Beratende«, »Sich anhören lassend«. Es wäre weiteres Merkmal dieser neuen Opposition, dass ihre Arbeit in die Zukunft weisen müsste. Mit Hilfe von Soziologie, Nationalökonomie, Psychologie, Jurisprudenz und anderen Wissenschaftszweigen müsste erstens die Momentanstrukturen der Probleme, ihre Verkeilungen mit den andern Problemen (z. B. auf der finanziellen Ebene) auf wissenschaftlicher Basis erforscht werden.

Aus den einzelnen Erkenntnissen dieser Strukturforforschungen sowie aus der Summe der Erkenntnisse wären dann zweitens mit Phantasie, Ideenreichtum und Experimentierfreudigkeit Lösungsvorschläge zu lancieren. In Diskussion mit den traditionellen Kräften aus alten »Linken« und »Rechts« würden diese Lösungsvorschläge auf ihre Tauglichkeit und Verwendbarkeit geprüft, wobei sicherlich ein grosser Teil der Vorschläge auf Ablehnung stiesse, einige aber doch auf Realisation hoffen dürften.

Die neue Opposition müsste in diesem Sinn eine neben den traditionellen Parteien, Kräften und Interessengruppen weitere und neuartige politische Tatsache werden, die sich keineswegs in Kritik an

den vorhandenen Zuständen erschöpfe, sondern die dauernd neue Impulse gäbe.

Die neue Opposition ist eine Sache der Intellektualität, der Wissenschaft, der Phantasie, des Ideenreichtums geworden; sie ist nicht mehr vor allem Kritik, sondern eben »Kritik und Entwurf«.

Es wird verständlich, dass – nur um Missverständnisse auszuschliessen muss dieser Gedanke noch einmal formuliert werden – es hier keineswegs darum geht, in irgendwelcher Form bestehendes »Links« oder »Rechts« zu kritisieren oder zu diffamieren. In der Diskussion der Parteien in Parlamenten, Regierungen, Zeitungen usw. liegt eine Garantie, die uns vor krassen politischen Fehlern oder Unterlassungen bewahrt. (Mit Ausnahmen, und gerade sie zeigen doch, wie nötig eine solche neue Opposition gewesen wäre, die schon früh mit ihren Strukturforforschungen beispielsweise zur Form des EMD eingeschritten wäre.) Vielmehr geht es darum, festzustellen: Die neue Kraft wie die hier umschriebene neue Opposition wäre neben allem Traditionellen nun dringend erforderlich!

Die Frage, die nun zu beantworten ist, heisst: Wo in der politischen Praxis der Schweiz ist unter Umständen der Ort, wo sie die potentiell fähigen Leute dieser neuen Opposition?

... wer und wo?

Eine erste Antwort auf die Frage »Wo?« ergibt sich aus der höchst interessanten Tages-Anzeiger-Diskussion »Um eine neue Linke von innen bildend«. Es ist zwar durch die Umstände und das Thema gegeben (der Untertitel Peter Meiers hiess: »Haben die sozialdemokratischen Parteien und die Gewerkschaften morgen noch eine Aufgabe?«), dass Peter Meier in seinem grundlegenden Artikel und dass vor allem die Sozialdemokraten, die ihm darauf antworteten, bestrebt sind, an sozialdemokratische Tradition anzuknüpfen, und dass sie dadurch nur zu verschiedenen gefärbten Kompromissen zwischen traditioneller und neuer Opposition gelangen. Dass sie sich aber weder für das eine noch für das andere entscheiden können, sondern zwischendurch jonglieren, ist kennzeichnend für die momentane Verwirrung um die Stellung einer »Opposition«.

Ihre Kompromisse, die einen sehr nachdenklich stimmen, sind durch die Praxis gegeben: Opposition ausserhalb einer (historisch gewachsenen) Partei mit Wahlversprechungen wie: »Wenn wir an der Macht wären, dann ...«. »Wenn wir einmal mehr Stimmen erhalten und dadurch mehr Leute von uns in Parlamenten und Regierungen sitzen, dann ...«. »... also, wählt ...« ist in der momentanen Struktur unseres parteipolitischen Lebens offenbar unmöglich.

Die Frage wird dringend:

Wer und wo könnte solche – bislang theoretisch gesehene – neue Opposition in der politischen Praxis entstehen, wirken, und ist sie vielleicht z. T. schon vorhanden?

Die zwei wichtigsten Merkmale der »neuen Opposition« – dass sie 1. sich mit beratender, diskutierender, Vorschläge machender Stellung in Legislativen und Zeitungen begnügt und dass sie dort 2. auf wissenschaftliche Art und Weise forscht und somit für die Zukunft arbeitete oder zumindest zukünftige Arbeit vorbereitete – geben Antwort auf die Frage Wo?

Neu-oppositionelle Tätigkeit ist überall dort möglich, wo freie politische Diskussion waltet, d. h. in den Parlamenten (hier hoffentlich bald auch in den nachgerade nicht mehr zu umgehenden Hearings) und vor allem in der Presse.

Hier ergibt sich im übrigen eine mögliche Anknüpfung an diese neue Opposition für die traditionelle Sozialdemokratie, die ja schon seit eh und jeh – wenigstens theoretisch – die permanente Aufklärung des Volkes über sämtliche strittigen Politika als ihre Aufgabe sah, allerdings ohne sich je – wenigstens theoretisch – Gedanken zu machen, verschwiegen Ideen zu haben im und über das Wie dieser Aufklärung.

Auf die Frage Wer gab Ralf Dahrendorf eine kurze und bündige Antwort: Intellektuelle, die weder Manager noch Politiker geworden sind, die noch »Zeit und Abstände« haben.

Stellen wir nun dieses theoretische Wie, Was, Wer und Wo der neuen Opposition der Praxis gegenüber und versuchen wir, im konkreten zu »lokalisieren«.

(Dass dabei notgedrungen eine einseitige Perspektive verwendet wird, unter welcher vieles hoffnungslos veraltet, phantasios und stur erscheint, soll nicht zu einer Bewertung führen, es sei um alle nun zitierten »Werk« und »Wok« so hunde-schlimm bestellt, wie es vielleicht tönen mag. Dass daneben die von solcher Perspektive aus positiv herausgestellten »Werk« und »Wok« nur eine kleine – persönliche – Auslese aus einem sicher breiteren und vielfältigeren Spektrum vorhandener Opposition sind, das ist in der Kürze eines Zeitungsartikels nicht zu vermeiden.)

Politiker

Es wäre zum ersten vorstellbar, dass einige Politiker in Parteigremien und Legislativen, die sich mit Geduld und Schweigen in Intrigen und partei-internen Machtkämpfen durch Gemeinde- und Kantonebene in Bundesebene durchgerungen haben, noch »Zeit und Abstände« genug hätten, dergestalt neu-oppositionell zu wirken. Die Praxis belehrt uns – von einigen in Ansätzen vorhandenen Ausnahmen abgesehen – eines anderen. (Keine Kennedys in der Schweiz? Oder: Sind diese nicht in der Politik? Und: Schade, wenn Dr. Furgler – wie es eine Zeitung vorgeschlagen hat – bald Bundesrat würde, vielleicht hat er noch Gelegenheit, Untersuchungen zu machen, die sich auf Zukünftiges, nicht auf Vergangenes stützen können.)

Journalisten

Es wäre zum zweiten vorstellbar, dass sich einzelne Journalisten (oder sogar ganze Zeitungen) dergestalt neu-oppositionell betätigten. Die Praxis

belehrt uns wiederum eines anderen. Zeitungen, die sich betont oppositionell geben, existieren zwar, so etwa die »Zürcher Woche«, aber diese ist doch von Woche zu Woche – ausser den Artikeln Dr. Fleigs, der sich aber nicht mit schweizerischer Politik befasst – unlesbarer, so sehr trieft sie von selbstzufriedener Kritik an den selbstzufriedenen Schweizern, und ein brauchbarer, neben Kritik nötiger Entwurf fehlt; so etwa die sozialdemokratische Presse, diese ist aber doch – wie auch die »Tat« in andern Sinn – viel zu dogmatisch. Die »Weltwoche« schliesslich, die potentiell für solche Opposition geschaffen wäre, gibt sich je länger, je mehr – was ihr gutes Recht ist – als gesamteuropäische Zeitung und berücksichtigt nur noch spektakuläre schweizerische Politik. Es bleiben: der Tages-Anzeiger (ein – persönliches – Kompliment an Dr. Stutzer und Dr. Hohler), es bleibt als bewunderungswürdiger Einzelgänger Rolf Eberhard, der innenpolitische Redaktor der Nationalzeitung.

Schaut man sich die Schweizer Presse an, so ergibt sich das einseitige Bild – einmal nur die innenpolitischen Teile betrachtet –, dass wir wohl viele Zeitungen haben (die NZZ an ihrer Spitze), die ihre gouvernementale Treue bewahren; die sich, soweit es überhaupt noch geht, befehligen zu sagen: »Es ist im Grunde alles in Ordnung, kleinere Fehler sind nicht Kennzeichen von grösseren Missständen oder sogar von allgemeiner Verwirrung, dass es aber – von den genannten und nur noch wenig mehr Ausnahmen abgesehen – keine Zeitungen von Gewicht gibt, die ihre politische Konzeption der Zeit angepasst hätten, sei dies nun im Sinne solcher neuen Opposition oder nicht.

Intellektuelle

Es wäre zum dritten vorstellbar, dass es noch »freie Intellektuelle« gäbe mit »Zeit und Abstand«. Doch auch hier sind Leute, die sich dergestalt neu-oppositionell betätigen, Ausnahmen der Regel. Man hat keine Zeit! Eine höchst rühmliche Ausnahme ist sicher Markus Kutter mit seinem Buch »Sachen und Privatsachen«, aus welchem wir Auszüge als neues Feuilleton des »Zürcher Studenten« ab heute präsentieren dürfen. Im Jahr 1964 haben sich – eine weitere Ausnahme – sieben Autoren (Peter Rippmann, Peter Meier, Arnold Künzli, Paul Ignaz Vogel, Manuel Isler, Walter Biel, Alfred Peter, Rolf Eberhard) zusammengetan und zu einem höchst aktuellen Thema, zur Expo (und damit zu schweizerischen Problemen) Stellung bezogen in einer Art und Weise, die man im einzelnen sicher verschärfen bewerten kann, die aber ebenso sicher ein ausgezeichnetes Beispiel »neuer Opposition« darstellt. Man kann nur hoffen, dass diesen sieben Intellektuellen das Schreiben nicht vergangen ist, nachdem ihr Werk von einem gewissen Fred Rihner in der NZZ als »destruktive Polemik« und als »klassisches Beispiel verantwortungslosen Journalismus« abgekanzelt, ihre Ideen mit denjenigen aus der Verteidigungsrede des schweizerischen Landesvertraters im Zweiten Weltkrieg, Burri, verglichen wurden (!).

(Darum das persönliche Kompliment an Chefredaktor Dr. Walter Stutzer, der darauf im Tages-Anzeiger schrieb: »Wie weit ist es eigentlich mit der Inlandredaktion dieses Blattes gekommen? Ueber die Schrift »Expo 1964 – Trugbild der Schweiz« kann man, wir betonen es, in guten Treuen verschiedener Meinung sein. Darüber, wo in diesem Fall journalistisch verantwortungslos gehandelt wurde, jedoch nicht.«)

Studenten

Es wäre zum vierten vorstellbar, dass es unter den Nachfolgern der Politiker, Journalisten, Intellektuellen: den Studenten, einige gäbe, die sich dergestalt neu-oppositionell betätigten.

Hat ein Student nicht alle notwendigen Voraussetzungen? »Zeit und Abstände«, intellektuelle Fähigkeiten, wissenschaftliches Instrumentarium?

Die Praxis kennt hier jeder selbst. Abgesehen davon, dass unser studentisches Übungsfeld in Politik und Demokratie, die Studentenschaft mit ihrer Selbstverwaltung, sich nicht gerade durch Phantasie oder gar durch Ideenreichtum auszeichnet, was eine Betätigung der Studentenpolitik nicht sonderlich attraktiv macht: Auch in der »hohen Politik« reden die Studenten – auch mit kleinen und kleinsten Beiträgen – nicht mit. Beispielsweise existieren schon seit Jahren die diskutierenden Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen. Hier wäre doch ein potentielles Feld nicht nur für Diskussionen, sondern gerade auch für wirklich unabhängige Erforschung einzelner politischer Strukturen gegeben, wie man es selten so schön vor sich hat. Warum geschieht hier nichts? Entweder ist der Student von heute ebenfalls schon zum Manager geworden und hat keine Zeit mehr, oder er sagt sich, dass er schliesslich noch mitten in seiner Ausbildung stecke, dass sozusagen seine Intelligenz, seine Fähigkeit, z. B. dergestalt neu-oppositionell zu wirken, noch nicht genug anemalen will, mit der Bildung, die er sich zuerst aneignen will, und er beschränkt sich darauf, diskutierenderweise, Zeitungen und Bücher lesend, sich darauf vorzubereiten, später einmal so – oder anders – zu wirken. Das wäre ein akzeptabler Grund, sich vorläufig zurückzuhalten, und man kann nur hoffen, dass die politische Inaktivität der Studenten hauptsächlich darauf beruht.

Trotzdem: Was den Politikern, Journalisten und »freien Intellektuellen« generell nicht zum Vorwurf gemacht werden kann, bei den Studenten stimmt es zumindest nachdenklich: Man ist unfrieden, schimpft über dies und jenes in der kantonalen und eidgenössischen Politik, sagt zwischen den Vorlesungen zum Kollegen: »Wenn ich entscheiden könnte, dann ...«, aber niemand ist letztlich bereit, etwas zu tun. Warum, beispielsweise, haben sich noch nicht zwei Soziologen, zwei Psychologen und ein Phil.-Einer zusammengetan, haben den Fragebogen des Expo-Gullivers wissenschaftlich untersucht, ein fünf- bis sechsstufiges

Manuskript daraus gemacht und es an eine Zeitung verschickt? Warum, beispielsweise – es gibt doch so viele Offiziere an unseren Hochschulen – hat sich noch keine Gruppe zusammengetan und einmal untersucht, ob der schweizerische Offizier überhaupt noch in der Lage ist, neben dem immer grösser werdenden technischen Wissen, das er haben muss, auch noch pädagogisch richtig geschult zu werden? Warum, beispielsweise, existiert bis heute keine auf schweizerische Verhältnisse bezogene wissenschaftliche Arbeit über die Boulevardpresse? Die Liste liesse sich beliebig vergrössern.

Zugegeben, es wären wirklich kleine und kleinste Beiträge, die von Studenten aus erfolgen könnten, ihre Wirkung wäre nicht allzu gross, aber es wäre ein Anfang für jeden einzelnen, und das Gesamtergebnis vieler kleiner Anstrengungen würde zusammen doch da und dort etwas beitragen zur unbedingt notwendigen Diskussion über unsere Innen- und Aussenpolitik. Denn was Ralf Dahrendorf für die Bundesrepublik Deutschland sagt, gilt auch für die Schweiz.

»Noch immer herrscht die Ueberzeugung vor, dass Einigkeit stark mache, so dass jede Kritik als böswillig und grundsätzlich gilt und sich dann auch als solche versteht. Erst wenn an die Stelle der Verbindung Einigkeit und Stärke die von Auseinandersetzung und Sicherheit tritt, sich also die Auffassung durchsetzt, dass der Sicherheit des Ganzen oft besser gedient wird durch Opposition als durch Zustimmung, hat die Linke im hier gemeinten Sinn einen Ort.« (Dahrendorf, a. a. O. 43)

Und wer hilft denn, dass sich diese Erkenntnis verbreitet, wenn nicht wir Studenten, jetzt und in Zukunft?

In einer von Jugendparlamentariern organisierten Diskussion um die Frage »Hat die Schweiz noch eine Zukunft?« sagte Rolf Eberhard einmal im Gespräch, diese Grundfrage nach der politischen Zukunft der Schweiz sei falsch formuliert; es müsse heissen: »Haben oder sehen die Schweizer politisch noch eine Zukunft?«

Die Schweizer, die die Zukunft haben oder sehen, in ihren Händen halten, in ihren Köpfen formen: das sind unter anderen wir Studenten! Was wir – solange wir die Demokratie bejahen – dafür tun oder lassen, davon hängt zum grossen Teil eben diese Zukunft ab. Eine mögliche Richtung (es gibt selbstverständlich andere) dieses Tuns möchte dieser Artikel im Sinne des Schlusswortes von Gerhard Zwerenz weisen:

»Die Jugend, die dies (etwa: solche neue Opposition), wie wir sie hier zu umschreiben versucht haben) als ihre Aufgabe zu begreifen versteht, wird in allen umgebenden Gegenden als Gespenst diffamiert werden; woraus sie den beruhigenden Schluss ziehen darf, auf dem richtigen Weg zu sein, der Gewährleistung einer Demokratie aus dem Ueberfluss von Ware und Geist.

Die neue Linke ist der Prolog des dritten Jahrtausends oder gar nichts.«

li



Der Fingerzeig

Aus dem »Bericht Labhardt«:

Hast du gewusst, dass in der Schweiz

... einem Dozenten 33 Studenten gegenüberstehen?

... nur 35% der Dozenten ihre Bibliotheken als genügend erachten?

... für 100 vollamtliche Dozenten und Assistenten durchschnittlich 38 Arbeitsräume zur Verfügung stehen?

... 1962 64% mehr Studenten als 1952 studierten?

... 1962 15,1% der Studierenden Studentinnen waren?

... im Jahre 1962 212 Millionen Franken für die kantonalen Hochschulen und die ETH ausgegeben wurden?

... und dass – beim realen Nettovolkseinkommen von 38,7 Milliarden Franken dieses Jahres – also etwas mehr als ein halbes Prozent des realen Nettovolkseinkommens für Hochschulen aufgewendet wurden?

Hast du weiterhin geahnt, dass in der Schweiz bis zum Jahre 1975

... die Zahl der Dozenten um 68%, die Zahl der hauptamtlichen wissenschaftlichen Mitarbeiter um 87% wird erhöht werden müssen?

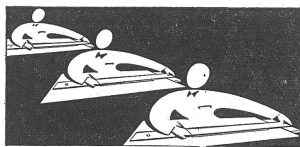
... der zusätzliche Raumbedarf bei 10 bis 11,5 Millionen Kubikmeter liegt?

... die Besoldung der Dozenten von 37 Millionen Franken (1962) auf 112 Millionen Franken (1975), die Besoldung der hauptamtlichen wissenschaftlichen Mitarbeiter von 56 Millionen Franken (1962) auf 212 Millionen Franken (1975) wird steigen müssen?

... die Ausgaben für die Hochschulen von 212 Millionen Franken (1962) auf eine Milliarde Franken (1975) werden steigen müssen?

... diese Milliarde im Jahre 1975 etwa 1,6 bis 1,7% des realen Nettoeinkommens sein wird?

... und dass diese 1,6 bis 1,7% gerade noch als »tragbar« umschrieben werden?



Leichter, schneller,
rationeller arbeiten mit
rotring
ZEICHENGERÄTEN

VARIANT

der Tuschefüllhalter für technisches Zeichnen. Das System VARIANT gibt Ihnen die Möglichkeit mit einem Halter sieben austauschbare Zeichenelemente in Liniendicken

von 0,2 mm bis 1,2 mm zu verwenden.

Die abgesetzte Röhrenspitze verhindert das unterlaufen der Tusche.



Zirkelansatz-Gelenkstück für müheloses Kreiszeichnen Fr. 4.-



11-teiliges Sortiment in Plexiglaskasten Fr. 72.- oder in Etui (Abbildung) ab Fr. 76.-

RAPIDOGRAPH

der Tuschefüller mit Kolbenmechanik zum Zeichnen von 0,2 — 1,2 mm Liniendicken zu Fr. 13.50

Kleiner Satz (wie Abbildung) Fr. 60.50
Ersatzspitzen 0,2 mm Fr. 4.45
Ersatzspitzen 0,3 — 1,2 mm Fr. 3.95



Verwenden Sie „rotring“-Zeichentusche, lichtpausfähig in Farben: rot, gelb, grün, blau, braun und schwarz.



Verkauf durch das Fachgeschäft. Ausführlicher Prospekt Nr. 704 durch das Fachgeschäft oder die Generalvertretung: KAEGI AG, ZÜRICH 1 Uraniastrasse 40 Tel. (051) 235330

Sinister: links – verkehrt – unglücklich

Gegenwärtig liefert unser südliches Nachbarland den Beweis, wie die Politik und die Politiker eine blühende Wirtschaft in kürzester Frist ruinieren können. Unter dem Schlagwort der »Apertura a sinistra« ist ein Linkskurs eingeleitet worden, der in wenigen Monaten eine höchst erfreuliche wirtschaftliche Konjunktur gebrochen und das Land an den Rand einer wirtschaftlichen und politischen Krise geführt hat. Hoffen wir, dass unserem so sympathischen Anstösser das Schlimmste (Sie dürfen dreimal raten was?) erspart bleibe.

Auch in der Schweiz gibt es genug Leute, die von einer »Weichenstellung nach links« Tag und Nacht träumen und alles daransetzen, sie zu verwirklichen. Sie könnten zwar schon im kleinsten Wörterbuch nachlesen, was von dieser Apertura a sinistra zu halten ist. Bedeutet doch das lateinische Wort »sinister« nicht nur links, sondern gleichzeitig auch verkehrt, unglücklich, zum Verderben führend.

Wie lauten die Thesen dieser Sinister-Leute? Die Lohn erhöhungen der Arbeiter- und Angestelltenschaft seien völlig ungenügend (auch wenn die Löhne sich seit Kriegsbeginn mehr als verdreifacht haben). Sie müssten auf Kosten der Unternehmergewinne noch erheblich gesteigert werden. Gleichzeitig sei auch die Arbeitszeit weiter zu verkürzen. Also verkündet am jüngsten Verbandskongress des

VPOD (Verband des Personals öffentlicher Dienste) im Juni dieses Jahres in Luzern.

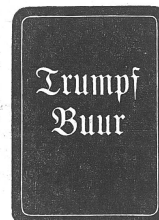
Das tönt doch wirklich wunderbar. Die Löhne auf Kosten der Gewinne noch mehr erhöhen, wer wäre da nicht dabei? »Macht gute Zeiten besser«, lautet der Wahlschlager der skandinavischen Sozialisten. Der VPOD und sein »Führer« haben das Rezept, wie geschildert, pfeifenfertig zur Hand. Am italienischen Beispiel lässt sich ermesen, was in der Praxis dabei herauskommt.

Die dreimal höheren Löhne könnten von der Wirtschaft gar nicht bezahlt und verdient werden, wenn diese nicht die Betriebe ständig erweitert, erneuert und vervollkommen hätte. Die sowohl absolut wie kaufkraftmässig erheblichen Verbesserungen der Einkommen der Unselb-

ständigerwerbenden bedingen mit eiserner Gesetzmässigkeit eine ungewöhnliche Steigerung der Umsätze. Das eine gibt es nicht ohne das andere. Betriebsvergrösserungen und -verbesserungen erheischen jedoch grosse zusätzliche Investitionen, d. h. den Einsatz von neuem Kapital für Maschinen, Bauten, Forschung, Werbung und Rationalisierung.

Woher fliesst dieses neue Kapital? Aus den Gewinnen und nur aus den Gewinnen. Schafft man die Gewinne ab, können die Betriebe nicht mehr verbessert werden. Finden diese Verbesserungen nicht statt, ist kein Geld da, um höhere Löhne zu bezahlen. So einfach ist die Volkswirtschaft.

Die Sinister-Leute haben dann zwar noch einen Ausweg bereit: Der Staat soll an Stelle der Privaten die erforderlichen Investitionen vornehmen! Und woher nimmt der Staat das Geld? Noch einmal aus den Gewinnen der Privaten, die er wegsteuert. (Bei den Staatsbetrieben kann er nichts holen, weil dort meistens nur Defizite produziert werden.) Ohne Gewinne ist aber der Zeitpunkt rasch erreicht, wo es auch nichts mehr zu besteuern gibt. Dann beisst sich der Hund in den eigenen Schwanz, der Zustand ist erreicht, bei welchem die Weichenstellung nach links, wie es im Wörterbuch steht, »sinister, d. h. verkehrt, unglücklich und zum Verderben führend« wird.



Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich

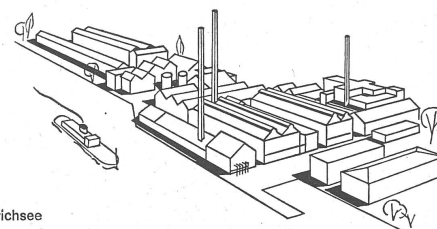


Wir bringen das gute, würzige
ZÜRCHER BIER

BRAUEREI A. HÜRLIMANN A/G ZÜRICH
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG. ZÜRICH
BRAUEREI WÄDENSWIL, WEBER & CIE.

Chemische Fabrik Uetikon

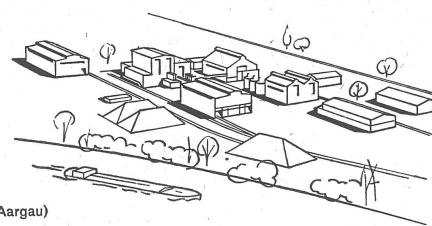
Uetikon am See



Werk Uetikon am Zürichsee



Seit über 140 Jahren massgebender schweizerischer Produzent von Schwefelsäure und andern anorganischen Schwerchemikalien, wie Phosphor- und Salzsäure, Sulfate, Sulfite, Silikate, Phosphate, Phosphatdüngemittel, die als Roh- und Hilfsstoffe für unsere Industrien und die Landwirtschaft unentbehrlich sind



Werk Full am Rhein (Aargau)

Grundsätzliches zum Problem der studentischen Entwicklungshilfe

Im Schuljahr 1963/64 übernahm die Studentenschaft der Universität Zürich auf Grund eines Vertrages mit dem Schweizerischen Hilfswerk für aussereuropäische Gebiete (SHAG) erstmals die Kosten für zwei Lehrstellen im tunesischen Kinderdorf Hafouz. Die Entwicklungshilfe als solche ist gegenwärtig mehr denn je umstritten, und nicht zu Unrecht werden ihr Ziel und ihre Methoden sehr kritisch diskutiert. Die Studentenschaft Zürich ist sich bewusst, dass sie sich mit ihrer Unterstützung der Arbeit in Hafouz exponiert und auf ein heikles Experiment eingelassen hat. Um über die neueste Situation in Hafouz und die Verwendung unserer Mittel noch grössere Klarheit zu erlangen, reiste der Präsident der Kommission für praktische Entwicklungshilfe im vergangenen Sommer nach Tunesien. Er arbeitete während eines Monats im Ausbildungszentrum von Hafouz als Lehrer, Maurer, Landwirt und Bürogehilfe. Ueber seine Eindrücke und seine Stellungnahme richtete er an den Kleinen und den Grossen Studentenrat einen ausführlichen Bericht, der als Grundlage für die künftige Diskussion dienen soll.

Da die diesjährige Kerzenaktion dazu bestimmt ist, die Mittel für die Fortsetzung unserer Hilfe in Hafouz zu beschaffen, veröffentlichen wir auszugswiesig diesen Bericht. Auch in breiteren Kreisen der Studentenschaft soll er zu einer nüchternen Diskussion über das Problem studentischer Entwicklungshilfe anregen.

Entwicklungshilfe ist alltägliche Gewöhnlichkeit

Diese Feststellung mag einzelne verblüffen, anderen als eine Binsenwahrheit erscheinen, jedenfalls aber betrifft sie eine Realität, die sowohl wir Europäer und die Amerikaner als auch die Menschen in den Entwicklungsländern immer und immer wieder aussprechen lassen. In Hafouz war sie eine meiner ersten Erfahrungen.

Gewiss verläuft das Leben in Afrika in mancherlei Hinsicht in anderen Bahnen als in der Schweiz, und im Bekanntwerden mit einer fremden Kultur und einer geheimnisvollen Landschaft liegt ein grosser Reiz. Aber auch die fremde Kultur lebt in einem Alltag, und die Steppe vor dem Gartentor ändert ihr Aussehen nicht wesentlich während der vier Jahreszeiten. Dagegen klappert im tunesischen Buben das Schreibmaschinengeräusch genauso monoton wie in Zürich, und auf den Gestellen türmen sich staubige Aktenberge. Auch hier ärgert man sich über langweilige Korrespondenz, einen Rechnungsfehler in der Buchhaltung und die karge Abwechslung am Mittagstisch. Auch in Hafouz muss der Traktor geschmiert und zähes Unkraut gejätet, müssen täglich Maschinen gewartet und Absenksystemen gefehrt werden. Faulheit und Ungezogenheit der Schüler sind nicht geringer als anderswo. Wochenwäsche und Krankenpflege lassen sich nicht umgehen. Manchmal mag man auch den winterlichen Morast auf den Wegen, das unheimliche Schulzimmer oder den allzu nahen Nachbarn zum Teufel wünschen, denn leben als »Pionier« heisst nicht lederstrümpfen, sondern Fortsetzung des Alltags unter erschwerten Umständen.

Aehnliches lässt sich vom Geldspender in Europa sagen. Für ihn ist Geben nicht mehr eine befriedigende gute Tat, sondern alltägliche politische Pflicht.

So sind die allermeisten unter uns gelegentlich in der Gefahr, den anfänglichen Schwung und das Zutrauen in die etwas glanzlos gewordene Zukunft zu verlieren, nachdem das Neue seinen Reiz einmal eingebüsst hat und die Vision grossartiger weltgeschichtlicher Entwicklung unter der afrikanischen Sonne eingeschrumpft ist. Damit hat sich der Europäer auseinanderzusetzen.

Ganz ähnlich stellt sich aber das Problem auf tunesischer Seite. Unendlich gross scheint der Einfluss der Arbeits-Wirtschaftsbeziehung der Buben, wenn man ihnen von den Aufgaben und Möglichkeiten eines Mechanikers, eines Technikers oder gar eines Ingenieurs erzählt. Wie ein wundervolles Märchenland scheint die Zivilisation der Technik und des Plastikbühls mit dem Schweizer Lehrer in die Nähe gerückt zu sein, und der Wille, dieses Paradies durch eigene Anstrengung zu erreichen, ist sicherlich ernst. Wenn es aber darum geht, sich in wochenlanger mühseliger Kleinarbeit die Grundprinzipien der technischen Schrift und des Zeichnens anzueignen, erlahmt der Arbeitseifer bei den allermeisten Schülern sehr rasch. Sie kommen sich betrogen vor und verlangen nach Algebra und anderen schwierigen Dingen, deren Namen wundersam klingen. Wir haben wohl keinen Grund, darüber zu lächeln, denn Europa steht hinsichtlich seiner Entwicklungshilfe vor ähnlichen Enttäuschungen. Hingegen könnten wir Lohnstuhlpolitiker das, was von den SHAG-Mitarbeitern Jahr für Jahr bewiesen wird, am Beispiel der Gegenseite noch leichter lernen: dass Ausdauer und tapferer Kleinarbeit Zeichen der Reife sind.

Pionierarbeit — Sozialarbeit — Entwicklungshilfe

Wer in einem fremden Land eine bisher unbekannte wirtschaftliche Möglichkeit entdeckt und nutzbar macht oder eine von der einheimischen verschiedene Arbeitsmethode einführt, leistet Pionierarbeit. Diese ist immer auch Entwicklungshilfe, weil sie dazu beiträgt, die wirtschaftliche oder soziale Struktur des Landes zu verändern und zu verbessern. Sie gibt den Anstoss zu einer Entwicklung, die im günstigsten Fall den Antrieb ihrer weiteren Fortbewegung in sich selber trägt, und ist untrennbar mit dem »Efficiency-Denken« verknüpft.

Davon gänzlich verschieden ist eine Sozialarbeit, die danach trachtet, Hunger und anderes menschliches Elend zu lindern, unbekümmert darum, ob solche Leistungen im Rahmen der Wirtschaft eines Landes rentieren. Ihr Antrieb hängt nicht im Wirtschaftsdenken, sondern im mitmenschlichen Empfinden.

Das SHAG-Projekt von Hafouz ist weder eine Pionierleistung im oben beschriebenen Sinne noch

ein soziales Wohltätigkeitsunternehmen, obwohl sich in ihm zahlreiche Elemente von beidem finden. Das SHAG unterstützt durch den Aufbau eines Ausbildungszentrums die grossen Anstrengungen des tunesischen Staates auf dem Gebiete der Schulung der Jugend. Es führt dabei nicht in erster Linie neue Methoden und Programme ein, wenn auch den Schweizern in ihrer Arbeitsweise grosse Freiheit gelassen ist. Sein Hauptbeitrag an das Aufbauprogramm Tunesiens besteht darin, dass es dem Partnerland gründlich geschulte Ausbildungskräfte und hochwertiges Ausbildungsmaterial zur Verfügung stellt, beides Elemente, an welchen in Tunesien Mangel herrscht. In diesem Sinne bedeuten die Leistungen des SHAG wertvolle Entwicklungshilfe.

Auch in der Arbeit des SHAG muss das Streben nach Efficiency eine treibende Kraft sein. Wer dem Land tüchtige Arbeitskräfte zur Verfügung stellen will, muss danach trachten, fähige und arbeitswillige Burschen zur Ausbildung heranzuziehen, um einen möglichst hohen Wirkungsgrad der Anstrengungen und des finanziellen Einsatzes zu erreichen. In Hafouz ist man sich dieser Tatsache wohl bewusst, aber kompromisslos lässt sich nicht nach ihr handeln. Ich habe schon auf die teilweise ungenügenden Voraussetzungen eines Teils der Buben hingewiesen. Häufig sind es ja gerade die am meisten zu kurz gekommenen, die im Kinderdorf Aufnahme finden. So haben unsere Landsleute immer auch ein Stück Sozialarbeit geleistet, von dem sie wussten, dass es nie in die Ruhmesannalen der Entwicklungshilfe eingehen würde.

Trotzdem aber trachtete man danach, die anfangs geringe Arbeitsrendite stetig zu erhöhen. Der neue Vertrag mit der DJS ist ein deutliches und vielversprechendes Zeichen dafür. Ob die nun erreichte Lösung schon als endgültig zu betrachten ist, wage ich nicht zu beurteilen. Es lässt sich aber durchaus denken, dass das allgemeine Niveau der Lehrlinge weiter verbessert werden kann.

Was nun uns kritische Beobachter in der Schweiz anbelangt, glaube ich nicht, dass uns diese notwendigen Kompromisse entmutigen sollten. Solche, erfolgversprechende Entwicklungsprojekte sind – so paradox das klingen mag – sehr schwer zu finden. Kein Mensch wird so bescheiden sein, einen europäischen Partner Tür und Tor zu öffnen, um ihm das Ruhmesblatt reiner Pionierarbeit selbstlos zu überlassen. Jede Regierung aber hat andererseits ein Interesse daran, soziale Misern zu lindern oder zu überdecken. Nirgends wird man uns Gelegenheiten zur Entwicklungshilfe nach unseren Wunschvorstellungen auf dem Präsentierteller vorlegen. Solche Arbeitsfelder müssen sorgfältig gesucht, hartnäckig erkämpft und mühsam aus der Tatsächlichkeit des verwickelten Alltags herausgeschält werden. So ist wohl die Arbeit des SHAG in Tunesien zu verstehen. Was bisher er-

reicht wurde, ist viel und wertvoll. Was noch erreicht werden kann, soll Ansporn für die Zukunft sein.

Verdienen Sie es?

Vor mir liegt ein dickes, grossformatiges Heft – der erste Zehnjahresplan des tunesischen Staates, Ausdruck des Aufbauwillens einer intelligenten, europäisch geschulten Führungsschicht. Unter den Ursachen der Unterentwicklung wird hier an erster Stelle der Mangel an Kadern in allen Teilen der Wirtschaft angeführt. Dessen ungeachtet haben die Tunesier im vergangenen Frühjahr alle Ausländer von ihren landwirtschaftlichen Besitzungen verwiesen, um die Bewirtschaftung dieser Güter selber zu übernehmen.

Uns ist es unverständlich, dass rassische, religiöse, nationale Prestigefragen in solchem Masse wirtschaftliche Überlegungen präjudizieren können. Auch in der Arbeit des SHAG in Hafouz haben sich hin und wieder ähnliche (wenn auch weit weniger bedeutsame) unverständliche Schwierigkeiten ergeben. Jeder, der längere Zeit in einem Entwicklungsland gearbeitet hat – ganz zu schweigen von den Franzosen und Italienern, die jetzt ihre tunesische »Heimat« verlassen müssen –, kennt das gelegentliche Gefühl, um sein Verdienst und die Anerkennung seiner Arbeit betrogen worden zu sein.

Verdienen die Tunesier unsere Hilfe? Verdienen sie es, dass die Zürcher Studenten um ihre wertvollen Kerzen bemalen und sich hinter dem Verkaufstand am Bellevue einen Schnupfen holen?

Entwicklungshilfe ist wohl immer nur zum kleineren Teil eine Frage des Verdienstes, wie sich ja auch die Geschichte nie um menschliche Verdienste kümmert. Entwicklungshilfe ist ein Versuch, die übergrossen wirtschaftlichen, und damit auch politischen, sozialen und menschlichen Probleme, die uns heute rund um unseren kleinen Globus beschäftigen, zu lösen. Dass wir diesen Versuch nicht den Mammutorganisationen der Uno und den Grossmächten überlassen können, ist längst klar geworden. Die Frage, ob wir Entwicklungshilfe betreiben sollen, ist deshalb nebst allen weltanschaulichen Gesichtspunkten identisch mit der Frage, ob wir uns vom heutigen Weltgeschehen dispensieren oder daran teilhaben wollen. Ob wir die Lösung der Probleme irgendeinem Rubezahl überlassen oder uns an sie heranwagen auf die Gefahr hin, Fehler zu begehen und Kompromisse schliessen zu müssen.

Die Studentenschaft Zürichs ist in dieser Hinsicht allen schweizerischen Studentenschaften mit dem guten Beispiel vorangegangen und hat unterdessen die Gefolgschaft der Basler und des VSETH gefunden. Ich bin überzeugt, dass der von ihr geleistete Beitrag voll ist und alle Anstrengungen, diesen Beitrag auch in Zukunft zu leisten, gerechtfertigt sind.

»Historisches« über das Projekt einer Hochschulsportanlage auf der Allmend Fluntern in Zürich

schiedenen Punkten geändert und erweitert worden:

Aussenanlagen:

- 1 Leichtathletikanlage mit 400-m-Rundbahn inkl. eines grossen Rasenspielfeldes
- 1 grosser Rasen-Trainingsplatz
- verschiedene kleinere Trockenübungsplätze
- 1 Hallengebäude mit grosser Sporthalle und 2 Turnhallen
- 1 Garderobengebäude
- 1 Unterkunft- und Aufenthaltsgebäude mit Verpflegungsmöglichkeiten

Eine Baukommission unter dem Vorsitz des Baudirektors des Kantons Zürich nahm in einer Sitzung vom 1. 10. 1957 vom neuen, erweiterten Projekt sowie den auf 5,3 Mio. veranschlagten Baukosten Kenntnis. Die Mitglieder der Baukommission stimmten dem Projekt grundsätzlich zu und anerkannten die Notwendigkeit von Zusatzkreditbegleichen an Bund und Kanton Zürich. Leider stellen sich der Verwirklichung der immer dringender gewordenen Hochschulsportanlage neue, unvorhergesehene Hindernisse in den Weg, wodurch wertvolle Zeit verlorengeht. Immerhin gelang es, die Finanzierung der Ende 1961 auf 5,8 Mio. Fr. geschätzten Baukosten im Jahr 1962 wie folgt sicherzustellen: Der Bund erhöhte seinen 1955 bewilligten Kredit von 1,3 Mio. auf 2,9 Mio. Franken, der Kanton Zürich bewilligte einen Beitrag von 950 000 Franken, und der Kantonalzürcher Verband für Leibesübungen stellte aus Sporttoto-Geldern den fehlenden Betrag von 1,95 Mio. Fr. zur Verfügung. Am 26. September 1962 wurde der neue Benützungsvertrag zwischen der Stadt Zürich, dem Kanton Zürich und dem ASVZ unterzeichnet.

Als im April 1963 Truppen der Genie-RS Brugg die Erdarbeiten in Angriff nahmen, schien die Verwirklichung der lange ersehnten Hochschulsportanlage auf der Allmend Fluntern in greifbare Nähe gerückt. Allerdings war der Schein trügerisch – denn neue Schwierigkeiten tauchten auf: Die geplanten Hochbauten (vor allem die grosse Sporthalle) waren Grund zu einer privatrechtlichen Einsprache; die auf Grund des Kubikmeterpreises berechneten Baukosten von 5,8 Mio. Fr. wurden nach der Zusammenstellung der Detailofferten weit überschritten, und schliesslich trafen die Konkurrentenabstimmungsmassnahmen des Bundesrates auch die geplante Hochschulsportanlage. Dadurch

Schlussfolgerungen

Ich fasse die bisherigen Erfahrungen aus der Zusammenarbeit mit dem SHAG in 8 Thesen zusammen:

a. Seit langem ist klar, dass ein ausschliesslich von Studenten getragenes Entwicklungshilfeprojekt die Kräfte und praktischen Möglichkeiten einer Studentenschaft übersteigt (finanzielle Mittel, Erfahrung, Kontinuität der Organe, Arbeitslast). Die Studentenschaften sind im Rahmen der Entwicklungshilfe auf die Zusammenarbeit mit bereits bestehenden Organisationen angewiesen.

b. Diese Zusammenarbeit aber darf niemals dazu führen, dass eine Studentenschaft zur blossen Milchkuh (finanzieller Art) oder zu einem Propagandainstrument erniedrigt wird. Die Studenten wollen nicht nur einen sinnvollen Beitrag an die Anstrengungen einer anderen Organisation leisten, sondern sie knüpfen an diesen Beitrag klare Bedingungen. Diese Bedingungen sollen die studentische Mitarbeit kennzeichnen.

c. Es muss das Ziel einer Studentenschaft sein, im Rahmen des von ihr unterstützten Projekts und der Organisation, mit der sie zusammenarbeitet, eine deutliche Mitverantwortung zu tragen. Nur wo eine solche erreicht wird, lohnt sich eine spezifisch studentische Entwicklungshilfe.

d. Die Stellung der Studentenschaft gegenüber der Organisation, mit welcher sie zusammenarbeitet, muss trotz aller notwendigen Einordnung eine selbständige und unabhängige sein. Die Studentenschaft darf sich nicht mit einer anderen Organisation identifizieren. Sie muss jederzeit in der Lage sein, ihr eigenes Urteil zu bilden, notwendige Kritik offen auszusprechen und sich von der Zusammenarbeit zurückzuziehen.

e. Alle diese Bedingungen sind nur realisierbar, wenn die Organisation, mit welcher zusammen-gearbeitet wird, nicht übergross ist, wenn das unterstützte Projekt klar überschaubar ist und zudem dauernde, enge persönliche Kontakte mit den Organen der Partnerorganisation bestehen.

f. Entscheidend ist die Art der Planung bezüglich des von einer Studentenschaft unterstützten Projekts. Nur wo sehr klare Pläne vorliegen und Ziele gesteckt sind, mit welchen sich die Studentenschaft als religiös und politisch neutrale Organisation voll einverstanden erklären kann, ist die Zusammenarbeit zu verantworten. Die Studentenschaft muss Einblick und wenn immer möglich Anteil an dieser Planung haben.

g. Konkrete Arbeit und direkte Verantwortung werden – wie bei allen studentischen Unternehmen – nur von einer kleinen Gruppe übernommen. Trotzdem ist sehr darauf zu achten, dass der Kreis jener, die an den Problemen der Entwicklungshilfe Anteil nehmen, stets erweitert werden kann. Die Rolle des Studenten soll sich wenn immer möglich nicht auf jene des Geldgebers beschränken. Auch darin muss ein Kennzeichen studentischer Entwicklungshilfe liegen.

h. Zu diesem Zweck stehen vor allem zwei Mittel zur Verfügung: Einerseits eine sachliche, von keinerlei falschem Pathos getragene Information der Studentenschaft mittels Studenzteneuerungen, Ausstellungen, Vorträgen, Arbeitsgruppen, andererseits direkte Kontakte von Studenten mit dem betreffenden Entwicklungsland und der dort geleisteten Arbeit.

Ruedi Hoegger, phil. I

wurde der Baubeginn einmal mehr um mindestens ein Jahr hinausgeschoben. Zur Zeit werden die Möglichkeiten geprüft, ein dem vorhandenen Kredit entsprechendes, reduziertes Bauprogramm aufzustellen, so dass – je nach Ergebnis des Entscheides betr. die erwähnte Baueinrichtung – nach Ablauf der bundesrätlichen Sperrfrist im Frühjahr 1965 vielleicht mit dem Bau endlich begonnen werden könnte.

Diese für den Turn- und Sportbetrieb des ASVZ wenig erfreuliche Situation erfuhr vor kurzer Zeit eine anerkennenswerte Verbesserung. Der Regierungsrat des Kantons Zürich hat auf Anregung des ASVZ die Kredite für die Errichtung einer Traglufthalle auf dem Areal des Turnplatzes hinter der neuen Kantonsschulturnhalle an der Rämistrasse bewilligt. Diese Traglufthalle von 45 m x 27 m wird jeweils im Wintersemester von 12 bis 14 Uhr und ab 17 Uhr für den Turn- und Spielbetrieb der Studierenden zur Verfügung stehen und damit eine spürbare Entlastung im Übungsbetrieb des ASVZ bringen. Wir sind dem Regierungsrat für diese Übergangslösung sehr zu Dank verpflichtet. Allerdings möchten wir festhalten, dass diese Traglufthalle niemals die geplanten Hallen und Anlagen auf der Allmend Fluntern ersetzen kann und dass der Bau der Hochschulsportanlage keine weitere Verzögerung mehr erfahren sollte.

Akademischer Sportverband Zürich



Eishockey

Der »Akademische Eishockey-Club« (2. Liga) sucht für seine 1. Mannschaft in dieser Saison noch einige neue Spieler. Interessenten wollen sich bitte melden am Training des AECC, das jeden Freitagabend von 19.30 bis 21 Uhr auf der Kunstseisbahn Küsnacht (KEK) stattfindet. Der AECC spielt diese Jahr sechs Meisterschafts- und zahlreiche auch auswärtig ausgetragene Freundschaftsspiele. Weitere Auskünfte erteilt gerne der Präsident des AECC: Alwin Wieland, Gutstrasse 174, Zürich 3, Telefon 52 93 11.

»Wie eine Zeitung entsteht«
heisst diese Serie, die wir im
»Zürcher Studenten« veröf-
fentlichen.

Unter dem Titel
Die Auslandredaktion

versuchen wir, Wesentliches
über die Bedeutung dieses
Ressorts im Tages-Anzeiger
zu berichten.

Der Photofax ist kein Vogel, sondern ein Apparat, der laufend die neuesten Funkbilder aus aller Welt ausspuckt. Die Übermittlung erfolgt über Zentralen in New York, London und Frankfurt. Der Photofax ist auf dem Gebiet des Bildes das, was der Fernschreiber für die Nachricht. Daneben besitzt der Tages-Anzeiger noch ein weiteres Empfangsgerät für Funkbilder, das im Gegensatz zum Photofax mit jeder Sendestelle Kontakt aufnehmen kann.

Aus dem grossen Angebot von Bildern, die uns täglich zur Verfügung stehen, wählt der Redaktor die besten aus.

Der Redaktor tut noch viel anderes mehr. Auf ihm lastet eine gute Portion Verantwortung: Er gestaltet den Auslandeile der Zeitung, indem er den mannigfaltigen Ereignissen je nach ihrer Bedeutung den entsprechenden Raum, die entsprechende Platzierung gibt. Er hält den Kontakt zu seinen Korrespondenten und Mitarbeitern auf den Auslandsposten aufrecht — und er schreibt selber Kommentare zum Tagesgeschehen — sachlich, aber nicht langweilig. Im Tages-Anzeiger besonders beliebt: die Kommentare von Hans O. Staub, dem Chef unseres Auslandressorts. Falls Sie es nicht schon wissen: Hans O. Staub, das ist der mit der rauhen Stimme, der früher von Paris aus im Radio im »Echo der Zeit« sprach und heute am Fernsehen die Sendung »Welt-politik« leitet. Hans O. Staub ist auch als Referent in Studentenkreisen beliebt.



Herausgegriffen:
Drei unserer ständi-
gen Korrespondenten

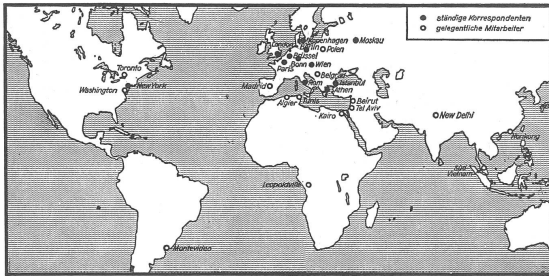
In New York: Joseph Mannheim, geboren 1904, studierte Volkswirtschaft, Philosophie und Rechtswissenschaft in Bern und schloss 1936 als Doktor der Rechte ab. Lebt seit 1941 in New York, ist seit 1951 Korrespondent für den Tages-Anzeiger und seit 1953 auch Mitarbeiter für Radio Beromünster.



In Paris: Peter Frey, geb. 1923, Diplomabschuss 1949 als Ingenieur-Agronom an der ETH in Zürich, Doktoranden für Sozialwissenschaften 1952 an der Universität Genf. Von 1953 bis 1962 Redaktor an der »Woche«; ausgedehnte Reisen nach Mittelamerika, Syrien, Skandinavien und Spanien. Seit 1963 Frankreich-Korrespondent für den Tages-Anzeiger und für Radio Beromünster.



In London: Friedrich Kessler, geboren 1901, Universitätsstudium in Wien, wo er mit dem Doktor der Rechte abschloss. Darauf Wirtschaftsredaktor der »Wiener Neuen Freien Presse«, 1938 siedelte er nach England über, wo er als Berichterstatter für den Tages-Anzeiger und für ausländische Blätter arbeitete.



Jede Abteilung eines Zeitungsbetriebes glaubt, die wichtigste zu sein — ob es sich nun um die Administration, den technischen Betrieb oder die Redaktion handelt. Jede ist, für sich betrachtet, wirklich die wichtigste. Es gibt da keine Rangunterschiede...

In der Redaktion wiederum glaubt jedes Ressort, die Goldmedaille an Bedeutung zu verdienen und Rückgrat des Blattes zu sein, ob es nun um Ausland, Inland, Feuilleton, Handel, Lokales, Sport, Unfälle und Verbrechen, Wochenendbeilagen, Frauen-

oder andere Spezialabteilungen gehe. Und jedes Ressort besitzt für sich betrachtet die Goldmedaille. Jedes ist unentbehrlich. Haben Sie sich schon einmal überlegt, wie die Auslandseiten zustande kommen, die täglich im Tages-Anzeiger erscheinen? Nachrichten- und Bildmaterial läuft aus den verschiedensten Quellen ein:

Korrespondentenberichte: Überall in den wichtigsten Zentren der Welt sitzen die ständigen Korrespondenten und gelegentlichen Mitarbeiter des Tages-Anzei-

gers. Per Telefon oder Fernschreiber geben sie bis spät in die Nacht ihre Berichte durch, die Sie beim Morgenessen, noch bevor die Vorlesungen beginnen, mit der druckfrischen Zeitung in der Hand halten. Die sachlichen Nachrichten sind mit persönlichen Kommentaren und Eindrücken verbunden — aber so, dass der Leser merkt, wo das eine aufhört und das andere anfängt.

Agenturberichte: Sie finden auf der Auslandsseite ausser den Namen unserer Korrespondenten die Zeichen AP, UPI, R, AFP. Das sind die Abkürzungen für die Weltagenturen Associated Press, United Press International (beide amerikanisch), Reuter (englisch) und Agence France Presse. Täglich laufen auf den Fernschreibern meterlange Papierschlangen mit den Meldungen dieser Agenturen ein. Um ein möglichst umfassendes und objektives Bild einer aktuellen Situation zu vermitteln, wählt der Redaktor die wichtigsten Meldungen aus, wägt die verschiedenen Fassungen gegeneinander ab, schneidet sie zusammen, ergänzt sie und bringt sie in sprachlich leichtverständlicher Form.



Der

— Ihre Zeitung!

Aus England: ein neuer Pfeifentabak!
BIG BEN

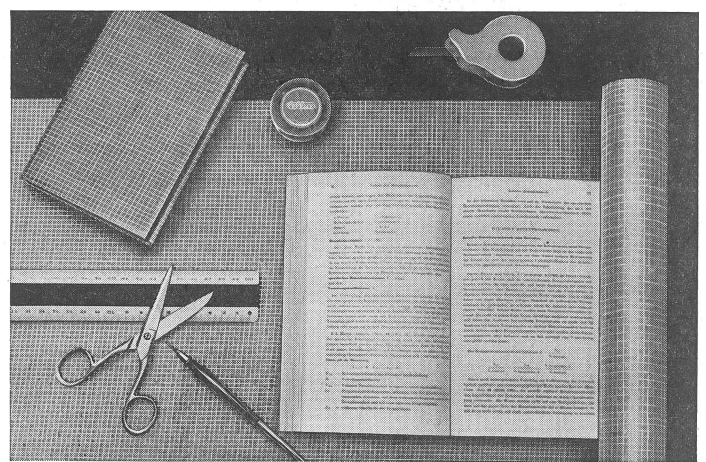
Folgen Sie dem Rat der
Kenner, geniessen Sie diese
wirklich grosse englische
Mischung — unübertrefflich
in Aroma und Geschmack



...wundervoll!

Beutel zu 50 g Fr. 2.20

Feldmühle



Buchhüllen
und Klebebänder
in der Schule
und zu Hause
einfach
unentbehrlich

Feldmühle

ein Produkt der
Feldmühle A.G., Rorschach

news, facts and gags

Semesterspiegel testet Pünktlichkeit der Professoren

»Wir testen keine Wäscheschleudern. Oder Margarine. Wir veröffentlichen auch keine Gehaltslisten. Die PS-Zahl eines Autos interessiert uns nicht. SESPIE testet Vorlesungen und Dozenten. Das ist wichtig. SESPIE wollte wissen: Sind Universitätslehrer pünktlich? SESPIE will nicht anklagen, SESPIE will nur feststellen, SESPIE wünscht ein intensives Studium.« Und SESPIE hat festgestellt. Die Resultate sind in grossen Tabellen zusammengefasst. Modernste statistische Methoden wurden dabei angewandt. Und das Ergebnis der Gesamtprobe lautete für die Universität Münster: Durchschnittliche Verspätung des Vor-

lesungsbeginns im Sommersemester: 0,9 Tage. Eigentlich nicht sehr viel. Wie steht es wohl damit in Zürich?

Das Schweigen

Dieser Film steht nun bereits seit 25 Wochen auf dem Programm. Der Andrang allerdings ist nicht mehr gross, das Kino ist halbleer. »Wohl niemals gab es zu einem Film eine solche Fülle an privaten Äusserungen und institutionellen Verlautbarungen, die, schon allein für sich betrachtet, eine eigene publizistische Erscheinungswelt besondern, ja vielleicht einmaligen Charakters darstellten, schreibt die Studentenzeitung der Universität Münster, der Semesterspiegel. Dazu ist eben ein Buch herausgekommen, das einen Querschnitt durch das reichhaltige Angebot publizierter Meinungsäusserungen bietet:

Gert H. Theunissen, Das Schweigen und sein Publikum, Verlag M. DuMont-Schauberg, Köln.

Stipendien für Studentenehepaare

Eine Umfrage unter Londoner Studenten ergab, dass von 200 befragten Paaren 40 verheiratet und 95 verlobt waren, die restlichen 65 aber ohne feste Heiratsabsichten zusammenlebten. Hauptsächliche Begründung der Nichtverheirateten: Die Stipendien für ein studierendes Ehepaar sind geringer als die für Junggesellen und Jungfrauen (?). (StB Nr. 24)

291 Hochschulen in Japan

In Japan hat sich in den letzten 13 Jahren die Zahl der Studenten mehr als verdreifacht. Die Anzahl der Studierenden stieg von 200 550 im Jahr 1950 auf 775 500 im Jahr 1963. Im gleichen Zeitraum wurden 113 neue Hochschulen eingerichtet. Japan verfügt heute über 291 Hochschulen. Bezeichnend gestiegen ist auch die Zahl der weiblichen Universitätsbesucher. 1950 besuchten nur 17 324 Studentinnen die Universitäten; heute sind es 117 625. An 54 japanischen Hochschulen sind nur Mädchen zugelassen. An 42 dieser Frauenuniversitäten studieren weniger als 1000 Studentinnen.

Es gantenbeint

Keine Buchhandlung mehr ohne Gantenbein. In jeder Buchauslage zwischen Zürich und Hamburg steht Gantenbein, immer gut hervorgehoben, meistens in die Mitte gesetzt, oft auf ein Podestchen gestellt: Gantenbein eine Stufe höher als das ganze übrige Angebot. Meistens auch tut es ein einziger Gantenbein nicht: einer stehend, einer liegend, einer aufgeschlagen – oder im Mittelfeld gleich ein Dutzend Gantenbeine – oder gar ein ganzes Schaufenster: nichts als Gantenbein – horizontal, vertikal, diagonal – ein graphisches Muster aus Gan-

tenbeinen, gefällig gruppiert um eine Gantenbein-Pyramide.

»Deutsche Buchhandlung« in Kopenhagen: Unerbittlich gruppiert sich die Jahresproduktion um Gantenbein. In Stockholm: Immer noch herrscht Gantenbein. Sogar in Helsinki: Wo deutsche Bücher sind, ist auch Gantenbein. Soweit die deutsche Sprache reicht: Gantenbein schaut dir entgegen (wenn auch – wie ich mir habe sagen lassen – durch eine Blindenbrille).

Schliesslich finde ich in der »Zeits« ein »Bücherorakel«. Elf deutsche Buchhandlungen haben die Frage zu beantworten: »Welche drei neuen Bücher werden Sie voraussichtlich am meisten verkaufen?« Was zwei der drei Bücher betrifft, antworten sie unterschiedlich: Sie nennen Thomas Mann, Joseph Roth, Charles Chaplin, Theodor Heuss und andere; aber alle elf antworten unisono: Gantenbein. An Gantenbein zweifelt keine. Gantenbein wird das Rennen machen. Gantenbein wird ein gutes Geschäft sein. Tausende werden in den Weihnachtsferien Gantenbein lesen, und wenn man im Januar einen Gesprächsstoff braucht, wird man sagen: »Wie finden Sie Gantenbein?«

Als ich das Buchhändlerorakel durchgesehen hatte, beschloss ich bei mir, Gantenbein nicht zu kaufen, niemanden zu Weihnachten mit Gantenbein zu beglücken, zu tun, als wäre ich blind für Gantenbein. In den Buchhandlungen werde ich hartnäckig Aleksis Kivi (»Die sieben Brüder«) und Hans Albrecht Moser (»Vineta«) verlangen und hartherzig die Verkäuferinnen auf entlegene Gestelle klettern lassen. Und ich werde Gantenbein auch nicht lesen, es müsste ihn mir schon jemand zu Weihnachten verehren.

Lebendig begraben

Lebendig-Begrabene gibt es nach den angestellten Beobachtungen in Frankreich ohne Zweifel in grosser Menge, denn im Lauf einiger Jahre wurden 32 Fälle bekannt, in denen Lebendig-Begrabene noch vor ihrem Tode wieder ausgegraben wurden, und 53, in denen man die Unglücklichen mit abgenagten Händen und Armen, mit zerkratzt Gesicht und zerschlagenem Schädel fand. Der unlängst verstorbene berühmte Chemiker Julia von Fontanella hat allein mehr als zweihundert der schauererregenden Fälle des Lebendig-Begrabens beobachtet. Allein man kann sich nicht wundern, dass diese Zahl so gross, sondern nur, dass sie nicht noch grösser ist: denn die Beerdigung ist schon nach vierundzwanzig Stunden nach erfolgtem Ableben gestattet. Wenn auch ein Beamter den wirklich erfolgten Tod zu bestätigen hat, so gibt es doch, zumal auf dem Lande, so viele Unwissende, mit dieser Bescheinigung beauftragte Beamte, dass sich mit Gewissheit annehmen lässt, es werden in Frankreich alljährlich eine Menge Menschen lebendig begraben, zumal da, wo der muthmassliche Tod durch solche Krankheiten herbeigeführt wurde, die oft eine längere Hemmung der Lebensfunktionen zu Folge haben, und deren die Arzneikunst funfzehn verschiedene Arten zählt.

Blätter und Blüthen
Gartenlaube 1854

Viva la musica

Alle Kommilitoninnen und Kommilitonen, die sich in musikalischer Hinsicht zu Höherem berufen fühlen, haben jetzt die Möglichkeit, ihre Fähigkeiten nutzbringend unter Beweis zu stellen. Das akademische Orchester sucht Streicher und Bläser jeder Art und jeden Alters. Dieser Aufruf richtet sich an alle einsamen Musikanten, die Anschluss an ein Orchester suchen.

Wir proben jeweils am Montag um 20.00 Uhr im Studentenheim, Clausiusstrasse 21. Es werden Werke der verschiedensten Komponisten gespielt; besonders originell und interessant sind aber die Erstaufführungen von unbekannten Werken der Klassik und Vorklassik.

Ab Semesteranfang proben wir wieder regelmässig, und gegen Ende des Semesters wird unser traditionelles Aulakonzert stattfinden.

Anfragen sind an den Dirigenten des AKADEMISCHEN ORCHESTERS zu richten: E. Hess, Musikdirektor, Zürichstr. 121a, 8700 Küsnacht ZH.

PLAUSCH

Das Feuerlied

Was soll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Wasser ohne Saft und Kraft,
Gemacht für Kröfche, Kröten, Drachen
Und für die ganze Wärmerchaft?
Für Menschen muß es frischer sein,
Denn bringt Wein und schenkt Wein.

Es wäre Glauben, Lieben, Hoffen
Und alle Herzensherlichkeit
Im nassen Jammer längt eröffnen,
Und alles Leben hiege Leid,
Wärst du nicht in der Waffernot
Des Mutes Sporn, der Sorge Tob.

Aus Feuer ist der Geist geschaffen,
Denn schenkt mir süßes Feuer ein!
Die Luft der Lieder und der Waffen,
Die Luft der Liebe schenkt mir ein,
Der Traube süßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder tut.

E. M. Arndt

Markus Kutter

Sachen und Privatsachen

Notizen aus dem Standort Schweiz

Fortsetzung von Seite 1

wie der Sonnenschein oder der Regen – und die Menschen hätten immer noch nichts Besseres auf der Erde zu tun, als zu essen oder einander zu töten! Versuchen wir nur einmal, das Verhältnis der menschlichen Energien zu bestimmen, die hier et nunc zur Auffindung der Wahrheit verwendet werden. Oder noch materieller ausgedrückt: berechnen wir den Prozentsatz des Geldes, das in den Staatshaushalten zur Erforschung klar umschriebener Probleme, deren Lösung für die Welt lebenswichtig wäre, bestimmt ist. Die Antwort würde uns erschrecken. Weniger Aufwand für die Forschung im Jahr in der Welt als für einen Panzerkreuzer! Werden unsere Urenkel nicht mit Recht behaupten, wir seien Barbaren gewesen?»

Die Politik ist ökonomischer als die Industrie

Mit der anderen Notwendigkeit, dem Wissen um die Ökonomie der Gruppe steht's noch schlechter. Hier sind wir alle Dilletanten. Man schaue auf die Gruppen, in denen man sich selber bewegt: Was geschieht zum Beispiel mit einer von einem ungefragten Dritten geäußerten Idee? Welche Gruppe ist auf Grund ihrer Erziehung und ihrer Einsicht von allem Anfang an bereit, nicht mit dem Messer möglicher Einwände den Vorschlag Span um Span zurückzuschneiden, sondern ihm so lange zum Blühen zu verhelfen, bis er sich als Scheinblüte erweist oder tatsächlich Aeste ansetzt? Versteht man Delegation, Kompetenzabgrenzung, die Hierarchie der Entscheidungen? In diesen Dingen geht's der wirtschaftlichen Welt kaum besser als allen andern; wahrscheinlich arbeiten, auf Ganze gesehen, etwa politische Instanzen noch ökonomischer als industrielle. Die durchschnittliche Session einer gesetzgebenden Behörde in einer unserer Städte schafft, im Vergleich zu dem in der Fabrik nebenan tagenden Direktionskomitee, oft Wunder an Kompetenzvereinigung, Eindeutigkeit der Richtlinien, Fixierung der Verantwortlichkeiten. Viel-

leicht arbeitet die Mühle langsamer, dafür präziser. Die Masse von Resignation, die in der grossen Industrie oft die mittleren Träger blockiert, spricht Bände für die Unkenntnis des optimalen Verhaltens in der Gruppe: die Schulung der Vorarbeiter auf »menschliches Verhalten« und Einsicht in das Wesen ihrer Arbeitsgruppe ist ein zu spät gelerntes ABC, dessen man auf höherer Stufe dringender bedürfte. Nicht zuletzt darum tendiert, das einzelne Unternehmen zu oligarchischen, wenn nicht diktatorischen Regierungsformen; sie stellen eine Lösung dar. Nach immer findet eine Art populär-darwinistische Selektionierung statt; ihre Opfer werden lautlos abgeschrieben.

Ich denke mir, die Soziologie weiss viel über dieses Thema; die Frage ist nicht ein Problem des Wissens, sondern der Vermittlung und Anwendung. Wir müssen dieses Wissen aktivieren, man muss sich auf dieses Wissen berufen können. Das Verhalten zu regeln wird zwingender, wenn es unter dem Stichwort der Ökonomie statt unter demjenigen freundschaftlicher Rücksichtnahme und wohlwollenden Verständnisses für den eventuellen Kauf im Nebenmenschen gelehrt wird. Letztlich ist: die Technik der Gruppenarbeit – die Karrierung dieses Problems und seiner Lösungen in den Ländern des Ostens rechtfertigt unsern Rückstand nicht, sondern muss als Gnadenfrist begriffen werden. Von welchen andern Grundlagen her soll sonst die Ethik der Konsumwelt aufgebaut werden?

Aber der Staat kann nicht spekulieren

Der Staat lebt – allein schon im Prinzip der Gewaltentrennung, das geistvoller ist als die Erfolgskontrolle durch die Buchhaltung – von der Weisheit der Vorväter. Man kann beim Vergleich von Staat und Unternehmen den Blickpunkt verlagern: betrachten wir nicht den Mechanismus, der gestellte Probleme in Entscheidungsetappen und Kompetenzbereiche zerlegt, sondern betrachten wir die Fähigkeit der einzelnen oder der Gruppen, sich überhaupt etwas als Aufgabe zu stellen, ein Problem als Problem zu akzeptieren. Dann stellt sich das Unternehmen besser. Seine Natur nötigt es zum spekulativen Einschätzen des Bevorstehenden: Welchen Umsatz werden wir die nächsten sechs Monate machen? Wie wird der Markt auf das neue Erzeugnis reagieren? Welche Preise lassen sich halten? Welche Termine sind möglich? Der Staat denkt nicht spekulativ. Erst der Missstand wird ihm zum Problem. So hält es wenigstens unser Staat, den wir cum grano salis gerade noch als liberal bezeichnen dürfen. Es sind in unserer Vorstellung spekulative Vorwagnahme, also Planung, und bürgerliche Freiheit in einem umgekehrten Abhängigkeitsverhältnis verbunden. Der Staat regelt, indem er die mögliche, die als hundertprozentig denkbare Freiheit beschneidet. Wir stimmen dieser Beschneidung zu, weil wir den Missstand, der sich einzustellen droht oder schon einzustellen beginnt, an-

ders nicht vermeiden können. Zwischen völliger Freiheit und Behebung des Missstandes treffen wir eine Wahl der Vernunft. Dass der Staat jedoch sich anschiebt, in die Zukunft zu blicken und zur Vermeidung noch inexistenter Missstände schon heute unsere Freiheit beschneidet – das konzeden wir nicht.

Stadt- und Landesplanung sind Schulbeispiele dafür, dass unsere Politik eine spekulative Vorwagnahme und Bearbeitung zukünftiger Möglichkeiten nur mit unendlicher Mühe und einem fast völlig untätigen Instrumentarium an die Hand nehmen kann. Als Studenten versuchten wir, diese Art von Planung in den Rang eines Politikums zu drängen. Wir wollten einen Modellfall schaffen; die übersichtliche Grösse des Stadtstaates Basel, mit wenig Quadratkilometern Höhegebiet und einer Bevölkerungszahl von nicht ganz einer viertel Million, liess das Unternehmen nicht als aussichtslos erscheinen. Wir versuchten es mit Lärm und beschwerten die Leute, die uns als unsere weltanschaulichen Gesinnungsgenossen erschienen. Der politische Apparat bot als einzige Handhabe das Referendum, nach dem wir mit Begeisterung griffen. Die Abstimmung verloren wir mit Glanz und Gloria. Die angegangenen und im aktiven politischen Leben stehenden älteren Gesinnungsgenossen, vor allem Zeitungsredaktoren, verhielten sich väterlich reserviert und wussten nur schlechten Rat. Die Entwicklung seither gibt ihnen auf der ganzen Linie unrecht, unseren damaligen Pamphleten in wesentlichen Teilen recht.

Stadtplanung als Politikum

Damals erlebte ich am eigenen Leib die Grossartigkeit des Referendumsrechtes. Tausend Unterschriften, die es im Kanton Basel-Stadt braucht, um eine Volksabstimmung zu erzwingen, waren von Studenten zwar nur mit wesentlichem persönlichen Einsatz, aber praktisch doch ohne finanziellen Aufwand zusammenzubringen. Wir hatten auch bald entdeckt, wo man am leichtesten Unterschriften sammelt: in den grossen Organisationen mit möglichst einfacher sozialer Schichtung. Ganze Listen wurden von Spitälfliegern unterschrieben. Wenn einmal auf einer Liste drei Namen stehen, welche den Leuten, die man in der Folge um die Unterschrift bittet, bekannt sind, so ist es dem Initianten einfach, seine Listen zu füllen. Dass man schon mit vierundzwanzig Jahren Politik machen und eine Volksabstimmung erzwingen konnte, war das Erlebnis. Da waren unsere ausländischen Kommilitonen armselig dran; ihre Politik reduzierte sich – und reduziert sich noch – auf akademische Proteste und eine eventuelle Mobilisierung von Verbandsmacht.

Aus der zeitlichen Distanz sehe ich die grundsätzliche Untauglichkeit unseres damaligen Ver-

suches. Der Staat, wie wir ihn verstehen, die aus kleinsten Zellen aufgebaute Referendumdemokratie, besitzt nicht die Organe, um spekulativ zu disponieren. Die Zukunft vorwegzunehmen, ist der Ehrgeiz des einzelnen; die Gruppe folgt ihm auf diesem Weg nur mit Verspätung und unwillig. Die Gruppe lässt sich nicht gern beunruhigen. Ich weiss nicht mehr, wer es war, der einmal auf Grund statistischer Berechnung zum Ergebnis kam, dass der in Basel zur Verfügung stehende Raum noch knapp für eine Stadt von 300 000 Einwohnern ausreiche, die heutige Bebauungsweise beibehalten. Das lief durch sämtliche Lokalzeitungen, ohne dass auch nur ein Politiker sich regte. In einem noch so schwerfälligen Industrieunternehmen müsste eine ähnliche Prognose (unsere Kapazität liegt bei X; X wird beim Fortgang der heutigen Entwicklung zum Zeitpunkt Y erreicht sein) eine nicht mehr aus der Welt zu schaffende Beunruhigung auslösen und sehr grundsätzliche Überlegungen zur Folge haben. Der Zwang, seine Dispositionen auf diesen fatalen Punkt hin einzustellen, würde unvermeidlich.

Der Staat will nichts von der Zukunft wissen

Nicht so im Rahmen des staatlichen Handelns. Der fatale Punkt liegt in der Zukunft verborgen, steckt im Nebel, den zu lichten nur Undank bringt. Will die Stadt Basel sich bei einer Einwohnerzahl von 300 000 Personen limitiert sehen, oder wollen wir heute schon utopische Programme ausarbeiten, unter denen wir nachher die Varianten für 1 000 000, 600 000 und 400 000 Menschen auswählen können – diese Fragen stellt der Staat nicht zur Diskussion. Der sie als Bürger oder als Parteilich zur Diskussion stellt, begegnet runden Augen. Kein Stadtpolitiker hat sich, als die Meldung in der Zeitung stand, zu einer Interpellation veranlasst gefühlt; kein Regierungsrat hat dem Parlament die Vision einer frühzeitig ausverkauften Stadt vors Gewissen gestellt. Dabei nehmen die Rechnungen, in denen wir mit gegebenen Maximalwerten zu operieren haben und nicht mehr freie Grössen einsetzen können, im ganzen Bereich des Sozialen beängstigend zu; nicht unter Zwang operieren zu müssen, wird bald als das verschwundene Privileg alter Zeiten gelten.

Ich meine mit dem angeführten Beispiel nicht, dass die Maximalzahl 300 000 Personen für eine gegebene Stadt ein Unglück wäre. Ich meine nur, dass sie, wenn Alternativen noch möglich sind, im Lichte dieser Alternativen angenommen oder verworfen werden sollte. Politik, staatliches Handeln, kann ich mir anders als ein Wählen von Alternativen nicht vorstellen. (Man muss sich in der Politik immer eine Option offen halten, sagt der amerikanische Verteidigungsminister McNamara.)

Fortsetzung folgt

Gestern, heute, morgen ...

»Acht von neun Hochschulen unseres Landes werden von den Kantonen getragen. Werden diese in der Lage sein, ganz allein und in vollem Umfang die Opfer auf sich zu nehmen, welche die stürmische Entwicklung der Universitäten erfordert, sei es in Hinsicht auf Lehrkräfte und Mitarbeiter oder auf Bauten und Ausrüstung? Verneinen wir diese Möglichkeit, soll dann nicht der Bund, die Eidgenossenschaft als Ganzes zu Hilfe kommen? Und wie soll dies geschehen?«

(Aus dem Vorwort des Berichts der Eidgenössischen Expertenkommission für Fragen der Hochschulförderung.)

Fachleute, Lehrer und Professoren, Studenten und eine Schar weiterer Interessierter sind sich heute über die Tatsache im klaren, dass der notwendige Ausbau unserer Schulen von den Primar- bis hinauf zu den Hochschulen in den nächsten Jahren riesige Mittel beanspruchen wird. Fachleute, Professoren, Studenten ... doch haben die Erkenntnisse Professor Labhardts und seiner Kommission auch in weiteren Volkskreisen schon genügend Fuss fassen können? Und werden die Stimmbürger ohne weiteres gewillt sein, hohe Millionen-Kredite für unsere Schulen zu bewilligen und dafür unter Umständen andere, im Prinzip gleichfalls dringliche Aufgaben vorübergehend zurückzustellen?

Den politischen Parteien und speziell der Freisinnigen Partei als der Hüterin unserer neutralen und demokratischen Volksschule harrt hier ein weites Feld aktiver Betätigung. »Unsere Schulen — unsere Zukunft« hiess deshalb auch das Thema der Herbst-Gyrenbad-Tagung der Freisinnigen Partei des Kantons Zürich, die sich mit der Hochschulplanung im Bund, dem Ausbau der Universität Zürich, der Mittelschulplanung im Kanton Zürich sowie aktuellen Fragen der Volksschule, der Mittelschulen und des Technikums Winterthur befasste. In der stillen Abgeschlossenheit des alten Kurhauses ob Turbenthal wurde stundenlang diskutiert und über die Thesen jeder Gruppe Beschluss gefasst. **Aufklären und Verständnis schaffen ist hier das dringlichste Postulat.**



**FREISINNIGE PARTEI
DES KANTONS ZÜRICH**

HEIDELBERGER TASCHENBÜCHER

Eine neue Reihe

*Leitfäden, Grundrisse
und Monographien
in moderner Form*

SPRINGER-VERLAG
Berlin · Göttingen · Heidelberg

Niedriger Preis. Gute Ausstattung
Handliches Format

Soeben erschienen:

Die Relativitätstheorie Einsteins

Von Prof. Dr. Max Born, Bad Pyrmont, unter Mitarbeit von Dr. Walter Biern, Max-Planck-Institut für Physik und Astrophysik, München. 4. Auflage. Mit 143 Abb. Etwa 360 Seiten. 1964. DM 10,80.

Einführung in die Physik der Atome

Von Dr. phil. K. H. Hellwege, ord. Prof. für technische Physik an der Technischen Hochschule Darmstadt. 2., erweiterte Auflage. Mit 80 Abb. VIII, 162 Seiten. 1964. DM 8,80

Virus und Molekularbiologie

Eine elementare Einführung. Von Prof. Dr. rer. nat. et med. Wolfhard Weidel, Max-Planck-Institut für Biologie, Tübingen. 2., erweiterte Auflage. Mit 26 Abb. VIII, 160 Seiten. 1964. DM 5,80

Demnächst erscheinen: Penrose/Einführung in die Humangenetik. Stocker/Ziegler/Grundriss der Botanik. Zähner/Biologie der Antibiotika.

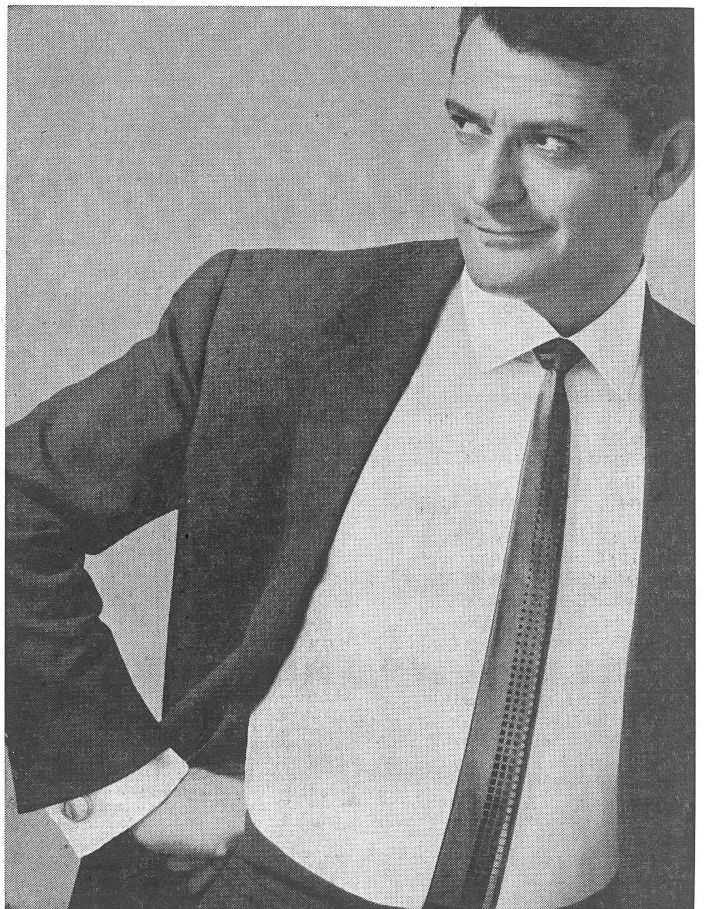
Bitte fragen Sie Ihren Buchhändler



SPRINGER-VERLAG
Berlin · Göttingen · Heidelberg

wollen-keller

Strehlgasse 4+Bahnhofstr. 82, Zürich 1
Schaffhauserstrasse 331, Oerlikon
Neues Kantonalbankgebäude, mit P



pratica Ihr bestes Hemd

29.80

mit den 4 überlegenen Vorteilen:

1. aus feinem NYLFRANCE-Gewebe mit dem herrlichen Popeline-Look.
2. undurchsichtig und doch angenehm luftdurchlässig.
3. dauernd bügelfrei: in 3 Minuten gewaschen — in 3 Stunden trocken — faltenlos, tadellos.
4. absolut scheuerfest.

pratica
ist ein

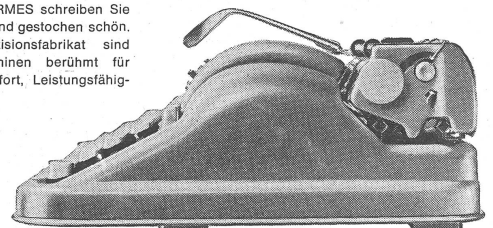
SCHAPPE QUALITY
Artikel,
pflegeleicht und formbeständig.

HERMES

**Portable Modelle
ab Fr. 285.-**

Miete / Tausch / Teilzahlung

Auf einer eigenen HERMES schreiben Sie beschwingt, mühelos und gestochen schön. Als Schweizer Präzisionsfabrikat sind HERMES-Schreibmaschinen berühmt für optimalen Schreibkomfort, Leistungsfähigkeit und langjährigen Strapaziergebrauch.



August Baggenstos

Waisenhausstrasse 2

Laden: Uraniastraße 7, bei der Urania

ZÜRICH 1

Telephon 25 66 94

THEATER

Bericht über das Kulturfestival der Studenten in Istanbul

Vom 3.-13. August 1964 fand in Istanbul das 9. Internationale Kulturfestival der Studenten statt, an dem sich 12 Gruppen aus 15 Ländern beteiligten, davon 12 Theatergruppen und ein Orchester, 3 Chöre, 2 Pantomimegruppen und ein Orchester. Bei diesem Festival ging es nicht um einen Wettbewerb, der ja auch nur innerhalb der einzelnen Gattungen denkbar gewesen wäre; der Hauptakzent lag hier vielmehr bei «cultural exchange», kultureller Zusammenarbeit: ... Wir glauben, dass

sches Kulturgut geboten werden, Leeds dagegen vertrat die Ansicht, man müsse vor allem einen Einblick in die Gegenwartsprobleme der einzelnen Länder erhalten können. Schliesslich mussten sie aber einsehen, dass sich diesbezüglich keine allgemeinen Regeln aufstellen lassen, ebensowenig wie in der immer wieder auftauchenden Frage, ob man mit einer ohnehin laufenden Inszenisierung oder mit einer besonderen Neuzinszenierung an einem Festival teilnehmen soll. Denn ist es einerseits wün-

alle Ehre, und die Regie liess hier nichts zu wünschen übrig. Der Wert des Stückes allerdings wurde von den Türken in der Diskussion etwas angezweifelt...

Die beste Aufführung, die wir sahen, sowohl vom Stück als auch von Regie und Darstellung her, war zweifellos »The Knack« von Ann Jellicoe, gespielt von der Leeds University Union Theatre Group, ein Stück, bei dem es hauptsächlich um sexuelle Probleme der heutigen Jugend geht. Ann Jellicoe ist eine eigenwillige junge Dramatikerin – sie appelliert direkt an das Gefühl des Zuschauers, sie will den Unweg über den Intellekt möglichst vermeiden, und deshalb liest sie dem gesprochenen Wort nur wenig Bedeutung zu und gebraucht es eigentlich nicht als Träger, sondern nur als Untermauerung der Handlung. Kein Wunder also, dass ihr Stück, dazu noch in einer lebhaften, brillanten Inszenierung, grossen Anklang fand. – Eine anerkannt gute Leistung bot auch die Oxfordtruppe mit Shakespeares »Wintermärchen«, das als Freilichtspiel im Gemäuer der mittelalterlichen Festung Rumeli Hisari am Bosphorus zu besonderer Geltung kam.

Nun zu unserer eigenen Inszenierung: Wir hatten eigentlich angenommen, dass unser Glanzstück, »Die kahle Sängerin« von Ionesco, in Istanbul weniger Erfolg haben würde, weil es ja hauptsächlich um sprachlichen Nonsens her lebt, der dort untergehen musste, und so hatten wir unsere Hoffnungen mehr auf »Die grosse Wut des Philipp Hotz« von Max Frisch gesetzt, das immerhin eine ordentliche Handlung hat, deren Ablauf zu verfolgen auch ohne Kenntnis der Sprache möglich sein sollte, zumindest wenn man vorher die Inhaltsangabe gelesen hat. Zu unserer Ueberraschung zeigte sich dann aber, dass »Die kahle Sängerin«, den meisten Zuschauern schon bekannt, vor allem durch die mimische Gestaltung zu begeistern vermochte, während anscheinend ein grosser Teil des Publikums Mühe hatte, dem Verlauf des Geschehens im »Philipp Hotz« zu folgen – besonders der mehrfache Ortswechsel, der teils ja nur gedacht ist und im Bühnenbild nicht zum Ausdruck kommt, hatte offenbar einige Verwirrung gestiftet. In der Diskussion kam dann aber reges Interesse für

Max Frisch zum Ausdruck, der den meisten bisher nur durch »Andorra« bekannt gewesen war.

Leider war es uns aus zeitlichen Gründen nicht möglich, während des ganzen Festivals in Istanbul zu bleiben. So entgingen uns die Darbietungen der letzten Tage, unter denen ein Versuch der »Teater Verkstedet« aus Oslo, das Gilgamesch-Epos zu »totaler« Theater umzuwandeln, sicher besondere Aufmerksamkeit verdient hätte.

Neben dem Theater kamen aber auch Pantomime, Folklore und Musik zu ihrem Recht. Beachtliches Können zeigte das Süddeutsche Jugendsinfonieorchester Reutlingen in einem Konzert, das Werke von Mozart, Mendelssohn, Boris Blacher und Robert Schumann umschloss; Auge und Ohr zugleich erfreuten sich an den farbenprächtigen Volkstanzgruppen aus Israel, Jugoslawien, Libanon und der Türkei, deren Vorstellungen in einem modernen Amphitheater unter freiem Himmel vor sich gingen. Die Jugoslawen machten dabei ihrer bewährten Tradition alle Ehre, die Libanesen wirkten rührend altmodisch und naiv; das Programm der Israeli, das aus hebräischen, jemenitischen und osteuropäischen Melodien und Tänzen zusammengesetzt war, bot ein getreues Abbild dieses jungen Staates, dessen Aufgabe es ist, so viele alte Kulturen zu einer neuen Einheit zu verschmelzen. (Übrigens freute es uns besonders, die Israeli, die sich nach dem Festival auf eine ausgedehnte Europa-Tournee begaben, nach Zürich einzuladen, wo sie am 22. September in der Aula des Freudenberg-Schulhauses erfolgreich gastierten.)

Von Istanbul, der zauberhaften Stadt am Bosphorus, von Moscheen, Kuppeln und Minaretten, von weissen Säulen und blauer Aegäis und von unserer Busfahrt durch den Balkan, die uns erst einmal einen Eindruck davon vermittelte, was noch alles zu Europa gehört und wie weit es sich erstreckt – von all dem können wir hier nichts erwähnen. Rückblickend stellen wir fest: So interessant und aufschlussreich auch die Darbietungen der einzelnen Gruppen an und für sich gewesen sind – Wesentliches gewonnen haben sie erst durch die bunte Vielfalt des Ganzen, zu dem sie alle beigetragen haben und von dem wieder etwas auf sie zurückgefallen ist.

Sonja Gussmann



Studententheaterwoche in Erlangen

In der Nachkriegszeit hat sich das europäische Studententheater immer mehr um gegenseitige Kontakte bemüht. Den Studententheaterwochen in Erlangen kommt im Rahmen dieser Bemühungen noch immer eine Sonderstellung zu, weil hier dem Gespräch über die Aufführungen mindestens so viel Gewicht gegeben wird wie den Aufführungen selbst.

Das Erlanger Festival hat sich schon immer zum Ziel gesetzt, vorwiegend das unter dem Schlagwort »engagiertes Theater« stehende Studententheater einzuladen und zu fördern. Blickt man auf die diesjährige Tagung zurück, bleibt zweierlei auffallend. Einerseits sind die Gruppen zu nennen, die sich dieser speziellen Aufgabe nicht bewusst sind und bei denen die Nähe zum blossen Laienspiel oder zur Berufstheaterkopie eklatant sichtbar wird. Aufschlussreicher scheint mir dann aber das Schwinden der Zahl der wirklich engagierten Bühnen. Es gab früher mehr Gruppen, die ein bewusst politisch engagiertes Theater vorhatten.

Dort, wo einzelne Gruppen ein zeitkritisches Theater immer noch versuchen, werden aber andererseits die Gefahren dieser Zielsetzung sichtbar: die Gefahr, dass man sich allzu starr an Denkschemata hält. Das Stichwort der »unbewältigten Vergangenheit« steht zumindest in einigen deutschen Studentenkreisen so sehr im Vordergrund, dass, wo immer man mit einem auch noch so geringen Recht glaubt, faschistische Tendenzen herauslesen zu können, dies auch gleich getan wird. Nun wäre eine solche Reaktion an sich erfreulich, wenn sich nicht eine andere Gefahr anzeigen würde: Indem man von Faschismus redet, bricht man die Diskussion ab und erspart sich wiederum das Nachdenken, da ja eine Etikette gefunden wurde. Das führt zu der grotesken Situation, dass gerade diejenigen, die vom Studententheater eine kritische Auseinandersetzung mit der

Wirklichkeit verlangen, zu eben dieser Auseinandersetzung nicht bereit sind, sobald sie selber als Zuschauer im Saal sitzen. Oder sagen wir genauer: nicht fähig sind, weil die unter dem Schlagwort »unbewältigte Vergangenheit« stehenden Probleme ihnen die Augen für andere Probleme verblenden.

Das aufschlussreichste Beispiel einer solchen Einseitigkeit war – wenn wir nun auf die praktische Theaterarbeit eingehen, die es in Erlangen zu sehen gab – die Frankfurter Neue Bühne. Sie galt mit Recht schon immer als eine repräsentative Bühne des politisch engagierten Theaters und hat es tatsächlich in mehr als zehnjähriger Tradition verstanden, einen der zielbewusstesten Spielpläne durchzuführen. Dieses Jahr wurde eine zusammengestellte Revue »Schau auf Deutschland« versucht. Da gab es hervorragende Nummern, wie die szenische Realisierung eines Enzensberger-Gedichtes oder ein Becketsches »Spiel aus hohler Urne mit Textstellen aus dem Grundgesetz oder das Gegen-einanderausspielen von Zitaten aus Handbüchern der Bundeswehr. Brechts Gedichte wurden, immer genügend präzise, rezipiert. Walser »Eiche und Angora« wurde in Auswahlenszenen wiedergegeben – und belegte nicht viel mehr als die doch bekannte Tatsache, dass Walser zwar mit der Figur des Alois einen grossartigen Typ gefunden hat, dass aber die Handhabung des ganzen Stückes viel zu einseitig konstruiert ist. Von Richard M. Müller verfasste Dialoge zwischen Vater und Sohn über Deutschlands Geschichte blieben dann endgültig auf der Strecke: Der Wille, das Thema zu behandeln, liess die Augen für die Mittel erblinden. Möglich, dass das eine oder andere dieser Gespräche brauchbar ist, hier jedenfalls wirkten sie sowohl in ihrer Darstellung wie auch durch ihre Häufung zu monoton. Man fühle sich beim ganzen Programm an politisches Kabarett erinnert, das

Kunst... als Basis für Verständnis und Freundschaft unter den Völkern dienen soll. Junge Intellektuelle aus vielen Ländern, die sich durch Beschäftigung mit der Kunst, durch gemeinsame Interessen und persönlichen Kontakt näherkommen – das ist die beste Garantie für eine friedliche Welt... « waren die Geleitworte der jungen Festivalpräsidentin Duygu Yazman gewesen, die am ersten Tag des Festivals auf tragische Weise ihr Leben verlor. Doch das Festival ging weiter – so konnte wenigstens ihre Arbeit sinnvolle Erfüllung finden.

Dank seiner Lage am Bosphorus, als Verbindungspunkt zweier Meere und zweier Kontinente, ist Istanbul denkbar geeignet für ein internationales Zusammentreffen. Und während man sich andernorts oft in die Haare gerät, sei es in der Auseinandersetzung um absurdes oder engagiertes Theater oder auch in politischen Diskussionen, so war es hier durchaus zu begrüssen, dass einmal alles im Zeichen einer »friedlichen Koexistenz« vonstattenging; dankbar und interessiert nahm man zur Kenntnis, was die Kollegen aus den andern Ländern zu bieten hatten, ohne ihnen gleich raten zu wollen, wie sie es hätten besser machen können. So entspann sich eine der wenigen Diskussionen, die überhaupt zustande kamen, zwischen zwei Vertretern desselben Landes: Leeds spielte »The Knack«, ein modernes Stück der jungen Engländerin Ann Jellicoe, Oxford zeigte Shakespeares »Wintermärchen«. Oxford war der Auffassung, an einem internationalen Festival sollte nur klassi-

schenswert, am Festival dieselben Inszenisierungen zu sehen, wie sie von den Studentenbühnen daheim gespielt werden, um sich ein Bild vom Zustand des Studententheaters in den einzelnen Ländern machen zu können, so muss andererseits doch auch Rücksicht darauf genommen werden, dass ein grosser Teil des Festivalpublikums die jeweilige Sprache nicht versteht, und deshalb sollten vor allem Stücke gespielt werden, die schon rein vom Visuellen her einigermaßen verständlich gestaltet werden können.

Dieser Tatsache hatten offenbar die Studenten aus Amsterdam nicht Rechnung getragen. Ihre »Farce von der Kuh« von G. A. Breere, einem bekannten holländischen Dramatiker aus dem frühen 17. Jahrhundert, wirkte auf der Bühne wie eine etwas blasse Eulenspiegelade in einem holzschnittartigen Reigen, und erst in der Besprechung erfuhr man, dass der Reiz dieses Stückes vor allem auf der unverfälscht erhalten gebliebenen Sprache des 17. Jahrhunderts, den vielen saftigen Redensarten und Wortspielen beruht habe. Ebenfalls etwas farblos geriet Martin Walser's Einakter »Der Absteher«, gespielt vom Theaterstudio an der Techn. Hochschule Aachen. Hier war der ganze Ablauf zu statisch, was sich unter den schon erwähnten Umständen unliebsam bemerkbar machte; mit vermehrter Bewegungsregie wäre sicher noch einiges herauszuholen gewesen. Mehr Glück hatten die Aachener mit ihrem zweiten Einakter, »Noch zehn Minuten bis Buffalo«, von Günter Grass: eine imposante Lokomotive auf der Bühne erwies der TH



Noch bis Ende dieses Jahres ist im Hechtplatztheater das »opus 3« von César Keiser mit César Keiser und Margrit Lübbli zu sehen. Cabaret einmal anders: nämlich unpolitisch, was die Inhalt betrifft, harmlos-lebenswürdig, was die Form betrifft. Kleine Menschlichkeiten und Unmenschlichkeiten werden aus Korn genommen, was besonders da überzeugt, wo die Form selbst zum Inhalt wird, in den unübertrefflichen Limericks.

Studenten, Bücher, Bibliotheken

In dieser Spalte möchte sich die ETH-Bibliothek in Zukunft möglichst regelmässig zu Wort melden und für diese Beiträge auch die Mitarbeit der anderen grossen Zürcher Bibliotheken gewinnen. Wir wollen Ihnen damit helfen, den Zugang zu den von uns betreuten Sammlungen, zur Literatur überhaupt zu finden. Wir wollen aus unserer Arbeit berichten, von alten und neuen Einrichtungen, von Plänen, von alten und neuen Büchern, auch darlegen, warum nicht alle Ihre Wünsche erfüllt oder erst später verwirklicht werden können.

Wozu solche Lotsendienste? Der Abenteuer, der viel Zeit hat, wird heute wie in kühner Alleinfahrt auf das Büchermeer hinausgeleitet. Aber er braucht täglich mehr Glück und Ausdauer, wenn er ein Ziel erreichen will, denn das Büchermeer dehnt sich ungeheuer schnell aus. Auch konnte er sich der allgemeinen Entwicklung nicht entziehen: Es sind »Spezialrezepte« entstanden: Das Meer der Zeitschriften, die Ozeane der Zeitschriftenartikel, der Forschungsberichte, der Patente und Normen. Allein die Buchproduktion auf dem Gebiet der Technik hat in den USA von 1962 auf 1963 um 24 Prozent zugenommen. Es gibt gegenwärtig rund 80 000 Zeitschriften, pro Jahr erscheinen rund 1000 neue für Wissenschaft und Technik wichtige Periodika sowie schätzungsweise 100 000 Forschungsberichte. Es wurde ausgerechnet, dass auf der Welt jede Minute eine Arbeit auf dem Gebiet der Chemie, jede 3. Minute eine über Physik, jede 5. Minute eine über Medizin erscheint. Während sich die Gelehrten der Frühzeit ihre Ergebnisse im Briefwechsel mitteilten, traten an seine Stelle in der Folge die Zeitschriften. Als niemand mehr alle wichtigen Zeitschriften lesen konnte, wurden Referateblätter gegründet, und heute sucht man nach Wegen, auch diese in einem Informationssystem zusammenzufassen, damit dem Forscher rasch, präzise und vollständig die benötigten Ergebnisse vermittelt oder ihr Fehlen nachgewiesen werden kann. Wie die einfache Lupe zum Elektronenmikroskop herangezogen worden ist, so ist auch aus dem Werkzeug des Forschers, das ihm bereits vorhandenes Wissen bereitstellt, ein Instrument geworden, dessen Handhabung erlernt und geübt sein will. Als Trost sei erwähnt, dass die persönliche Verbindung zwischen den Forschern, sei es durch Telefon, Brief, Besuch oder Austausch unpublishierter Ergebnisse, immer noch eine der schnellsten und wichtigsten Informationsquellen geblieben ist. Für schwierige Fragen stehen Ihnen die Bibliothekare mit ihrem Rat zur Verfügung. Wenn Ihnen diese Beiträge den Eindruck vermitteln, dass Sie die Bibliotheken benötigen dürfen und sollen und dass die Bibliothekare die liebenswürdigsten und hilfsbereitesten Menschen sind, dann haben sie ihren Zweck erreicht.

Der erste Beitrag sei den Neueintretenden gewidmet. Sie werden zunächst die grossen Bibliotheken benutzen, z. B.

Zentralbibliothek (Universitätsbibliothek)
Zähringerplatz 6

Sammelgebiet: Alle an der Universität vertretenen Wissenschaften sowie Turicensia.
Unter den in der Zentralbibliothek deponierten Bibliotheken z. B. die Bibliothek der Studentenschaften: Belletristik.

Öffnungszeiten: Lesesaal: 8.00 bis 20.00, Samstag bis 17.00 Uhr. Ausleihe: 10.00 bis 12.00, 14.00 bis 17.00, Dienstag und Freitag bis 19.00 Uhr, Samstag bis 16.00 Uhr.

Benützung: Uni-Studenten: Einmalige Benützungsgeld Fr. 2.-. Ausweis: Legi. Anmeldung: Ausleiherschalter. – ETH-Studenten: Keine Gebühr. Beim Rektorat der ETH ist eine Bibliothekskarte für die Zentralbibliothek zu beziehen und in der ZB abzugeben.

Die Zentralbibliothek führt einen Zentralkatalog, in dem die Erwerbungen der meisten Zürcher Bibliotheken nachgewiesen sind.

ETH-Bibliothek

Im Dachstock des ETH-Hauptgebäudes, Leonhardstrasse 33 (2 Aufzüge)

Sammelgebiet: Alle an der ETH vertretenen Wissenschaften, inkl. Freifächer.

Öffnungszeiten: Lesesaal: 8.00 bis 22.00, Samstag bis 17.00 Uhr. – Ausleihe und Katalogsaal: 8.00 bis 22.00, Samstag bis 12.00 Uhr (ab 17.00 Uhr erfolgt die Ausleihe über den Leseschalter).

Benützung: Für ETH-Studenten gratis. Ausweis: Legitimationskarte. Für Uni-Studenten gratis. Bei der Kanzlei der Universität ist eine rote Bibliothekskarte für die ETH-Bibliothek zu beziehen und am Ausleiheschalter der ETH-Bibliothek abzugeben. Ausweis: Legi.

Museumsgesellschaft, Limmatquai 62

Sammelgebiet: Deutsche und fremdsprachige unterhaltende und belehrende Literatur, Handbibliothek aller Wissensgebiete, Zeitschriften und Zeitungen des In- und Auslands.

Öffnungszeiten: Lesesaal: Montag bis Samstag 9.00 bis 21.30, Sonntag 10.00 bis 12.30, 16.00 bis 21.30 Uhr. – Ausleihe 9.00 bis 11.45, 13.30 bis 16.30 Uhr (ausgenommen Montag morgen).

Benützung: Uni-Studenten: Einmalige Gebühr Fr. 2.- + Depot Fr. 8.-. Ausweis: Legi. ETH-Studenten: Fr. 32.-/Jahr + einmaliges Depot Fr. 8.-. Ausweis: Legi.

Schweizerisches Sozialarchiv, Neumarkt 28

Sammelgebiet: Sozialwissenschaft und -politik, Arbeiterbewegung.

Öffnungszeiten: Lesesaal: Werktags 9.00 bis 12.00, 16.00 bis 19.00, Samstag 14.00 bis 17.00 Uhr. – Ausleihe: Ab 10.00 Uhr.

Benützung: Einmalige Einschreibgebühr Fr. 2.-, sonst gratis.

Daneben besteht eine grosse Anzahl von Instituts- und Seminarbibliotheken, von Archiven, Museen, Verwaltungen- und Industriebibliotheken, von Bibliotheken bei Verbänden, Banken, Versicherungen usw., an die Sie von den grossen Bibliotheken verwiesen werden, wenn Sie für Spezialstudien besondere Literatur brauchen. Der Zugang zu solchen Spezialbibliotheken ist in den meisten Fällen über eine Anmeldung bei den Leitern unter Anwendung zivilisierter Umgangsformen leicht zu erhalten.

In allen Bibliotheken stehen Kataloge, die Literatur nach Verfassern nachweisen, sowie Sachkataloge. Finden Sie dort ein gewünschtes Buch nicht, so fragen Sie die Auskunftstelle. Es gibt fast immer einen Weg, die benötigte Literatur zu erhalten. In der ETH-Bibliothek finden ab 26. Oktober laufend Führungen durch die Bibliothek mit kurzer Anleitung zur Benützung statt. Anmeldung beim Informationsschalter nach 18 Uhr im Lesesaal.

Drei Literaturverzeichnisse sollen zeigen, dass die Bibliotheken nicht nur Material für den fortgeschrittenen Forscher bereithalten, sondern dass sie auch dem jungen Studenten Anleitung, Hilfe und Begleitung in der Welt der Wissenschaften bieten können.

Es ist vielleicht nützlich, wenn schon am Anfang des Studiums der Technik der geistigen Arbeit einige Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Darüber zum Beispiel:

Heyde, J. E.	Technik des wissenschaftlichen Arbeitens	TH 916 263
Kröber, W.	Kunst und Technik der geistigen Arbeit	TH 924 217
Kern, Benno	Geh an die Arbeit	TH 925 798
Steinemann, E.	Vom Weg zum eigenen Urteil. Behandlung und Auswertung von Dokumentationsmaterial. Verlag: Schweizerisches Sozialarchiv Fr. 3.-	
Frank, O.	Die Dezimal-klassifikation	TH Per 914 949:12
Frank, O.	Ratschläge für schriftliche Arbeiten, Vorträge, Veröffentlichungen	TH Per 914 949:9
Frank, O.	Grundlagen der Ordnungstechnik	TH Per 914 949:3

Scheele, M. Die Lochkartenverfahren in Forschung und Dokumentation TH 815 435

Erwünscht ist vielleicht auch ein Hinweis auf einige Zeitschriften, die zur allgemeinen Orientierung, vor allem über Naturwissenschaften und Technik, gelesen werden können:

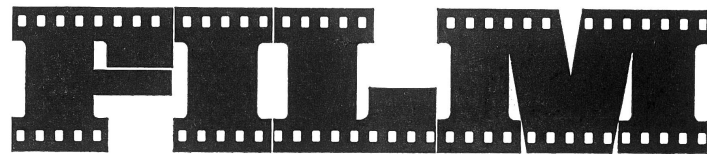
TH Per:	
712 520	Bild der Wissenschaft
915 993	Deutsche Universitätszeitung
912 339	Discovery
915 480	DUAtlantis
811 603	Endeavour. Progress of the sciences ...
712 422	Leica Fotografie
916 407	Merkur
916 330	Monat
85 869	National Geographic Magazine
813 636	Neptun. Tauchsport, Unterwasserforschung
916 975	Neue Rundschau
N 61	New Scientist
711 321	Physikalische Blätter
811 543	Sapere
99 626	Schweizer Hochschulzeitung
97 609	Schweizer Monatshefte
910 138	Schweizer Rundschau
813 312	Sciences. Revue française des sciences ...
916 761	Sprache im technischen Zeitalter
916 656	UNESCO-Kurier
915 538	Universitas
812 231	Wissenschaft und Weltbild

Zum Schluss soll ein Querschnitt durch die Neuerwerbungen der ETH-Bibliothek besonders solche Werke nennen, die von allgemeinem Interesse sein können. Es gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Bibliotheken, besonders auch die Literatur zu pflegen, die der Verbindung zwischen den Fächern dient, z. B. über philosophische und methodische Grundlagen, allgemeinverständliche Einführungen in die Sachgebiete, über die Auswirkungen der Wissenschaft auf andere Lebensgebiete, über ihre Geschichte. Die auch vorhandene Belletristik soll nicht nur dem berechtigten Anspruch auf Unterhaltung und Entspannung dienen; ebenso bedeutsam ist ihre Aufgabe der empfindlichen Aufzeichnung aller Gegenwartsströmungen und der einflussreichen Vorausnahme künftiger Entwicklungen.

Bestellnummer	
925 729	Heilsham Wissenschaft und Politik
925 513	Experiment und Erfahrung in Wissenschaft und Kunst
924 975	Der Naturwissenschaftler vor der religiösen Frage
924 253	Technisierung der Welt
413 226	Ingenieur in USA
716 399	Moderne Physik und Tiefenpsychologie
922 437	Stücke
925 735	L'eau des collines
925 776	Science, the glorious entertainment
925 446	Brockmöller, K. Industriekultur und Religion
817 106	Lorenz, K. Das sogenannte Böse
817 088	Milne, J. Die Sinneswelt der Tiere und Menschen
817 007	Carson, R. Der stumme Frühling
817 104 q	Luftbilder aus Bayern
816 934	Fauna und Flora der Adria
28 534	Hoeltzel, M. Aus der Frühzeit der Eisenbahnen
28 512 q	Gazzola, P. Ponti romani
28 160	Badler, J. Segelsport, Segeltechnik – Segeljachten
27 846	Steinman, D. Bridges and their builders
301 870	Steinbuch, K. Automat und Mensch
301 752	Tonbach, W. Tonband-Hobby
301 707	Wiener, N. Kybernetik
301 618	Page, R. Die Entwicklung des Radar
M 7 783	Langlais, P. Dien Bien Phu
M 7 618	Bigler, R. Der einsame Soldat
M 7 497	Bernal, J. D. Welt ohne Krieg
65 953	Wohltätiger Wald
66 036	Brauns, A. Taschenbuch der Waldinsekten
65 989	Proal, J. Jagd im Tiefland
65 900	Jahn, R. Das Antlitz des Waldes
A 12 573	Barock in Böhmen
A 12 436	Pawlik, J. Grosse Baukunst
A 12 287	Braibant, Ch. Histoire de la tour Eiffel
A 12 278	Städtebild und Landschaft

Greift nur hinein! Lasst euch gelüsten! Von der Zitadensammlung, aus der man eine gebildete Unterhaltung mit der Polyballpartnerin bestreiten kann, über mathematische Spiele zu Ihrer eigenen Unterhaltung bis zu den mühseligsten wissenschaftlichen Theorien, mit denen Sie Ihre Dozenten unterhalten können, ist alles vorhanden.

Die Bibliotheken erwarten Sie!



Die Filmstelle

Es soll ja immer noch Leute geben, die nicht wissen, dass die Filmstelle existiert. Und das, obwohl wir dauernd neue Mitarbeiter suchen. So habe ich zum Beispiel gerade einen neuen Mitarbeiter gewonnen, der schon lange gerne mitgearbeitet hätte, aber nicht wusste, wo er sich melden sollte. Dabei sind wir auch nur Studenten, die ihrem Idealismus irgendwie Ausdruck verleihen wollen.

Wir sind der Ansicht, dass das Programm des Wintersemesters Scharen von Schaulustigen anlocken wird (2 Cinemascope-Filme, davon einer in Farbe, jedes Programm mit exquisitem Vorfilm, meist auch in Farbe). Dank dieser Steigerung des Geschäftes hoffen wir, sobald das neue Riesensaaltheater der ETH fertiggestellt ist, die zweite Cinemascopeanlage der Schweiz in Betrieb nehmen zu können. Für unsere Besucher, die sich immer so brav benehmen, dass wir ihnen dieses Semester ein 24seitiges Filmbulletin in die Hand drücken können, ist uns nichts zu schade (da es zur Hälfte aus Bildern besteht, wird es von nun an nur noch nötig sein, aus dem Text – er ist ja doch nur in Französisch – Flugzeuge zu machen; die Bilder kann man nach Hause nehmen, womit der Zweck des Bulletins erreicht ist).

Vielleicht gibt es auch solche, die das Bulletin lesen, und unter diesen gibt es vielleicht einige, die sich für unsere Aufgaben interessieren. Sie sollen doch um Gottes willen einmal in der Filmkabine hinter dem Auditorium I der ETH zu einem unverbindlichen Besuch vorbeikommen und ja keine Angst haben. Wir sind neutral: konfessionell (katholisch, reformiert, buddhistisch, islamisch, Freidenker spielt keine Rolle), politisch (Poly, Uni), sprachlich (augenblicklich sind wir zweisprachig) und in bezug aufs Geschlecht (bis jetzt haben wir zwei Mitarbeiterinnen, die sich als Kassierinnen betätigen; doch können wir auch technisch begabte oder kulturell ambitionierte Mitarbeiterinnen aufnehmen).

Des weiteren besteht die Arbeit der Filmstelle nicht nur darin, ein Filmprogramm zusammenzustellen und fürs Filmbulletin unverständliche Kritiken in unverständlichen Sprachen abzuschreiben. Wenn ihr an einer Vorlesung am Poly einen Film oder Lichtbilder vorgeführt bekommt, so sitzt meistens ein Mitglied der Filmstelle hinter den Apparaten und ärgert euch damit, dass es absichtlich einmal Dias verkehrt zeigt oder einen spannenden Schmalfilm rückwärts laufen lässt, damit ihr etwas habt, worüber ihr die Nase rümpfen könnt. Auch dies ist ein interessanter Aspekt der Filmstelle; wir sind keineswegs nur kulturbegeisterte Mächtigkeitsintellektuelle, wir sind zu einem grossen Teil auf eure Vorschläge angewiesen, freuen uns aber noch mehr über einen eifrigen Mitarbeiter(in), der uns hilft, die schwere Bürde unserer

Arbeit (für jeden etwa eine Stunde pro Tag an 5 Tagen der Woche) zu tragen.

Im Namen der ganzen Filmstelle

100 000 Dollars au soleil

Ein vielversprechender Titel, der eine harte Auseinandersetzung – was tut man nicht für so viel Geld? – erwarten lässt. Und wirklich, eine Verfolgungsjagd mit Lastwagen durch afrikanische Wüsten und Berge bietet spannende Höhepunkte. Nach einer ausgiebigen Prügelei, wo nach geheimnisvollem Ritual abwechselungsweise immer nur einer zuschlagen darf, endet der Film ohne Tote, und der Zuschauer ist leicht enttäuscht. Dann aber

geht ihm – vielleicht – auf, welch prächtige Parodie auf Gangsterfilme dieser Film ist.

Iwans Kindheit

Ein aussergewöhnlicher Film aus Russland, ein Kriegsfilm, der kein Kriegsgeschehen zeigt, den Krieg an sich aber eindrücklich verurteilt. Iwan, ein 12jähriger Junge, wird durch Kriegserlebnisse so aus seiner Kindheit herausgerissen, dass er sich nur noch den Krieg vorstellen kann. Schliesslich wird er beim Kundschaften gefangen genommen. Bei Kriegsende werden die Akten über seine Hinrichtung gefunden, und geschickte Rückblendungen in Iwans frühe, glückliche Jugend zeigen, was der Krieg aus einem Kind machen kann. Gewisse Längen, eine recht schwer zu verfolgende Handlung und Ueberzeichnen des Kindes ins Heldenhafte beeinträchtigen den Film nicht gross.

The Train

Laut Filmkritiken ist dies ein hervorragender Film, deshalb sind die Vorstellungen häufig ausverkauft – und sämtliche Vergünstigungen (Legi) aufgehoben. Wie immer in solchen Fällen; dabei bilden sich die Kinos noch etwas auf ihre »Grosszügigkeit« ein. BG



Im Cinéma Bellevue ist momentan in einer Reihe von acht Meisterwerken von acht Meisterregisseuren aus acht Ländern der Film »Transport ins Paradies« des Tschechen Zbyněk Brynych zu sehen. Der Film behandelt – auf authentischer Ueberlieferung beruhend – die Geschehnisse im Ghetto von Theresienstadt. Die unpathetische Schlichtheit und die überzeugende Kulisse lassen den Film aus der Reihe der Streifen mit demselben Thema weit herausragen.



KOSTA

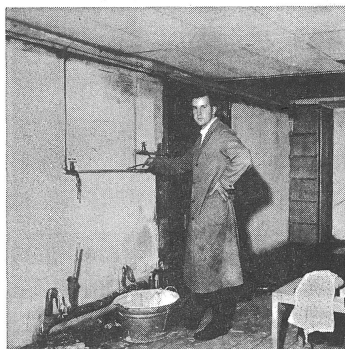
Die KOSTA, wie sie liebt und liebt

KOSTA ist, wir haben es schon lange vermutet, eine Abkürzung für eine der Kommissionen des VSETH. Sie bedeutet nicht etwa Knücheln ohne Sanftmut Treiben Arges, sie hat auch nichts damit zu tun, dass es bei uns ab und zu etwas kostet; selbst die Interpretation, die der famose Studentenführer des VSETH für sein eigenes Kind gibt, ist falsch. KOSTA heisst schlicht und einfach Komitee für Studentische Anlässe. Ihre Gründung geht in trübe Zeiten zurück, Zeiten, die so trüb waren, dass nur noch etwas helfen konnte, nämlich ein wunderhübsches Fest, die trüben Gemüter aufzuheitern. Und da selbige Fest in den heiligen Hallen des Polys stattfinden sollte, ward es Polyball getauft. Die trüben Zeiten, wo Studenten in ungeheizten Buden unter der Knute einer putzwütigen Schlummermutter hausten, sind vorbei, der Polyball aber ist geblieben. Dass er geblieben ist, ist keine Selbstverständlichkeit, sondern das Produkt einer jährlich wiederkehrenden Gipfelkonferenz. Dieser Gipfel ist kein Berggipfel. Auf Berggipfeln herrscht dünne Luft. Aber wir kommen vom Thema ab. Die KOSTA ist eine siebenköpfige Kommission. Sie besteht das ganze Jahr. Etwa 2 Monate vor dem Ball vermehrt sie sich schlagartig auf einen Bestand von etwa 30 Mitgliedern, welche laut Definition ihres Präsidenten dank ihren Unfähigkeiten und der dadurch entstehenden konfusen Situation den letzten Rest von studentischem Ulk in das strenge Studiendasein flechten. Nebst dem Polyball organisiert die KOSTA auch kleinere Anlässe, sofern sie nicht gerade umziehen muss. Zu diesem Zweck steht ihr ein eigens ausgebildetes Zügelpersonal zur Verfügung. So hoffen wir, wieder einmal eine Kabarett-Vorstellung im Poly abzuhalten, im Sommersemester sollen dann auch die beliebten Tanzabende wieder eingeführt werden. Die KOSTA unterhält ein grosses Lager von Dekorations- und Elektromaterial, welches zu günstigen Bedingungen gemietet werden kann. Die Sekretärin wird nicht vermietet. Bekannt ist die KOSTA als Stifter des Gartenzwerges Adolph I und II für das dümmste Votum am Delegiertenconvent.

Zur Zeit ist die KOSTA die glücklichste Kommission des VSETH. Glück wird gross geschrieben. Hans im Glück, der endlich frei von jedem Besitz den tieferen Sinn des Lebens entdeckt, lacht uns an. Sollten Sie in nächster Zeit auf den Strassen Zürichs ein finsternes Gesicht entdecken, so wird es sich vermutlich 1. um einen Zürcher und 2. nicht um ein Mitglied der KOSTA handeln.

Die Kosta ist umgezogen

SSR und Lydiaheim haben aufgetmet: Die KOSTA hat ihre Räumlichkeiten an der Leonhardstrasse 15 verlassen, um den Herren Architekten, die sich mit den Erweiterungsbauten des Polys beschäftigen, Platz zu hoffentlich fruchtbarer Tätigkeit zu machen. Und da eine Erweiterung des Polys zwangsläufig auch eine Vergrösserung und Verschönerung des Polyballs mit sich bringen muss (regelmässige Ausnahmen bestätigen sich selbst), hat die KOSTA mit gutem Mut mitten im Semester ihr gesamtes »Personale«, bestehend aus sieben rettungslos überlasteten Kommilitonen, zusammengetrommelt und ist ausgezogen, das Gruseln zu



Blick im Zorn...



Die Hanse im Glück, von links nach rechts: KOSTA-Präsident Mathis Gredig, KOSTA-Mitglied H. P. Allenspach und Quästor Jürg Eggli.

lernen in der ehemaligen Schreinerei der EMPA, welche uns vom Technischen Dienst der ETH zur Verfügung gestellt worden war.

Zwar machten die Räumlichkeiten, in denen etliche Mäuse mit einer Katze in inniger Symbiose hausten, nicht gerade einen vertrauensweckenden Eindruck, doch gelang es uns schliesslich, die

Filmproduzenten abzuwimmeln, welche um jeden Preis in unsern Räumen »Frankensteins Lager« drehen wollten.

Präkärr wurde die Lage erst, als eines Tages unser Quästor spurlos verschwunden war und erst nach langem Suchen leicht benommen im untern Stock entdeckt wurde, wohin er sich nicht freiwillig begeben hatte. Daraufhin wurde der Boden verstärkt. 50 kg Gips und ebensoviel Zement wurden verkleistert, weisse Farbe floss in Strömen, ab und zu sogar dorthin, wo sie vorgesehen war, und nach etlichen Bemühungen entdeckte sogar das Dach über uns seine poetische Ader: es begann zu dichten.

Selbstverständlich wäre es uns nie möglich gewesen, allein einen derartigen Umbau zu bewerkstelligen, wäre uns nicht von mancher Seite grosse

heuers auf wenige Tage beschränkt, und da macht uns die Fütterung des Raubtiers, ohne gegen die Genfer Konventionen zu verstossen, etwelche Sorgen. Aus diesem Grund sind wir auch dieses Jahr auf eure wackere Mithilfe angewiesen; wir benötigen dringend

800 Helfer

Keiner zu klein, Hydrafutter zu sein. Wenn du in deinem bisherigen hiesigen Dasein schon einmal einen Schraubenzieher in der Hand gehabt hast und einen Hunderter Nagel von einer Agraffe unterscheiden kannst, bist du der richtige Mann für die Dekoration. Hast du auch schon einmal einen richtigen Kurzschluss gemacht? Melde dich als Elektriker, der Elektrochef wird dir Gelegenheit zu weiteren Untaten geben; Transporteure dürfen bei uns regelrechte Berge versetzen, Leute mit überschüssigen Kräften werden diese bei uns auf schonende Weise los. Wenn du vor dem Ball keine Zeit opfern kannst (es gibt doch nichts Schöneres als Normalstudienpläne!), bist du sicher mit Charme und Mutterwitz gesegnet und daher geradezu als Losverkäufer prädestiniert. Auch beim Empfang der Ballgäste sind noch einige gute Stellen frei. Ausserdem suchen wir dringend einen geschickten Falschmünzer. Dieser würde nicht an die Hydra verfüttert, sondern bei Eignung für Spezialaufgaben herangezogen.

Der Personalchef nimmt alle Anmeldungen dankend entgegen. Bewerbungen für den Posten des Falschmünzers sind in verschlossenem Kuvert handschriftlich einzureichen. Als Referenz ist eine Blüte in der Höhe von mindestens 1000 Franken beizulegen. Personalbüro der Polyballkommission Leonhardstrasse 25a, 8001 Zürich

Telephon 34 11 69

Abschied

Abschied nehmen fällt nicht leicht, besonders wenn es sich darum handelt, einen alten und doch ewig unentwickelten Geliebten zu verlassen! Oder willst Du etwa behaupten, Annemarie, dass Dein Auszug aus dem Büro des VSETH nicht dem oben Gesagten entspricht? Ich glaube, trotz manchen Widerwärtigkeiten und Rückschlägen und wegen all der kleinen und grossen Freuden und Ueber-raschungen ist Dir der VSETH ein wenig ans Herz gewachsen.

Obwohl es Deiner Bescheidenheit widerspricht, der breiten Öffentlichkeit vorgestellt zu werden, möchte ich all jenen, die das Vergnügen gehabt haben, mit Dir zu arbeiten, die traurige Botschaft von Deinem Auszug aus dem VSETH-Sekretariat mitteilen; jene aber, die sich nie dorthin begeben haben, sei es als Funktionär oder »étudiant de base«, sollen es noch in ferner Zukunft bereuen, dass sie nie Bekanntschaft geschlossen haben mit Fräulein Kaiser, der nun scheidenden Sekretärin des VSETH. Seit 4 Jahren hat unsere »Kaiserin« manchem Sturm getrotzt und mancher spitzen Baslerzunge die Stirne zu bieten gelernt. Sie hat sich so ganz nebenbei stahlharte Nerven und pädagogische Erfahrung geholt, wie es sich für die Leitung des »VSETH-Kindergartens« gehört. Pflichtbewusstsein, Aufgeschlossenheit und eine persönliche Atmosphäre verbreiten waren ihr immer eine Selbstverständlichkeit. Durch ihre Ruhe, Konstanz und Ueberlegenheit hat sie dem VSETH das gebracht, was ihm selbst weissenfremd ist, und wie es sich für einen »Mann« so gehört – er hat dabei, wollen wir hoffen, profitiert. Es sollten nun viele Worte des Dankes folgen, welche trotz Menge und bester Formulierung nicht imstande wären, für die unermüdeten Dienste zum Wohl des Verbandes und der Studenten von Uni und ETH wirklich zu danken. Auch wenn an den schlimmsten Tagen ihre Miene nicht so sauer war wie der Most aus ihrer Heimat, war es gewiss keine allzu leichte Zeit, doch mögen die volle Anerkennung und die vielen persönlichen Kontakte eine kleine Entschädigung sein.

Obwohl Du nun der ETH eigentlich den Rücken kehrtst und treulos, wie Frauen eben sind, Dich der Uni zuwendest, um die Tiefen von Geist und Seele des Menschen zu ergünden, fern von aller technisierten Oberflächlichkeit, wünschen Dir der Vorstand des VSETH und alle, welche in irgendeiner Form mit dem Verband verbunden sind, vollen Erfolg im Studium und einen ausgiebigen Genuss von sagenhafter akademischer Freiheit.

... und eine Begrüssung

Oft folgt auf einen Abschied auch eine Begrüssung – der VSETH macht auch hierin keine Ausnahme.

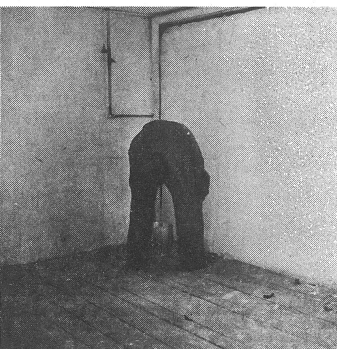
Fräulein Maeter, eine apart-zarte Brünnette, hat sich in verdienstvoller Weise zur Aufgabe gemacht, den trauernden VSETH zu trösten und in eine neue und glückliche Zeit des Wohlergehens zu führen. Sie hat am 1. Oktober schon ihre Tätigkeit im Sekretariat aufgenommen, um sofort bei Semesteranfang den Studenten mit Rat und Auskunft zur Verfügung zu stehen. Wir hoffen, dass sie die gleichen Freuden und Ueberraschungen erlebt wie ihre Vorgängerin, ohne allzusehr die schweren Zeiten auskosten zu müssen!

Auch Ihnen, Fräulein Maeter, wünschen der Vorstand des VSETH und alle Kommilitonen einen guten Start, viel Spass und Erfolg.

Für den Verband der Studierenden an der ETH Herbert Link, Quästor

Stosseufzer der Personalchefs oder die Hydra von Lerna

Aus nichts wird nichts. Nicht einmal ein Polyball. Der Polyball müsste eigentlich weiblich sein, denn der Hydra von Lerna gleich, ist er ein männerverzehrendes Unternehmen. Jährlich fallen ihm 800 junge Arbeitskräfte zum Opfer. Das macht nach Adam Riese 2,19 pro Tag. In Schaltjahren etwas weniger. 2,19 Menschen pro Tag, das lässt sich richten. Das wären z. B. 1 Theologie- und 1 Juststudent (Polyaner sind schon lange keine Menschen mehr) plus beide Ohrläppchen einer hübschen jungen Frau. Deswegen würden wir uns nicht an euch wenden. Schlimm an der Sache ist, dass sich die gefräßige Periode unseres Unge-



...nie nach vorn

Das Berufsbild des Arztes

Thema einer Wochenenddiskussion am 20./21. Jan. 1964 auf Boldern in Männedorf ZH

Teilnehmer: Dr. med. Alder (prakt. Arzt), Prof. Akert, Prof. Ackerknecht, Dr. med. Fierz (Präs. d. kant. Aerztgesellschaft), Dr. oec. publ. Haag (Sekretär der kantonalzürcherischen Krankenkassen), Prof. Hegglin, Dr. med. Louis (Vertrauensarzt der »Helvetiae), Prof. Schär, Prof. G. Weber, Dr. E. Wildholz (Studentenpfarrer) sowie Studentinnen und Studenten der Zürcher Vorkliniker- und Klinikerschaft.

Vom Handwerker der Antike zum modernen, naturwissenschaftlich orientierten Arzt

Es passt nicht so ganz in unsere Vorstellung von der vielgepriesenen griechischen Antike, wenn wir uns vom Historiker belehren lassen müssen, dass der oft zitierte Hippokrates und seine Kollegen wandernde »Handwerker«, d. h. Aerzte mit vorwiegend gewerblicher Berufseinstellung, gewesen sind, denen erst die spätsookratischen Philosophen und das junge Christentum die heute allgemein bekannte Ethik unterschoben. Der neuen christlichen Moral war im Gegensatz zur krankheitsverachtenden Antike der Leidende ein willkommenes Gegenstand, Liebe zu praktizieren. Den Priesterärzten des Mittelalters ging leider, von einigen Ausnahmen abgesehen, das handwerkliche Können ihrer antiken Vorgänger verloren. Der Volksarzt blieb noch bis ins 19. Jahrhundert hinein der nach griechischem Muster sich in einer Lehre ausbildende Barbierchirurg. Die wenigen an Universitäten ausgebildeten Aerzte waren ein Luxus, den sich die damalige Gesellschaft zum grössten Teil leisten konnte. Erst nach der Französischen Revolution konnten sich so viele Aerzte ausbilden, dass sie einen eigenen Stand und einen selbständigen, freien Beruf gründen konnten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelang es dann, die teure Errungenschaft eines wissenschaftlich geschulten Aerztesandes durch die Einführung der Sozialversicherung jedermann zugänglich zu machen.

Das Bild des modernen Arztes wird heute im wesentlichen von vier Faktoren geprägt:

1. Die technische Entwicklung zwingt zur Spezialisierung und gibt Hilfsmittel zur naturwissenschaftlichen Erforschung der Krankheit. Die Gefahr einseitigen Spezialtätums kann durch Teamarbeit überwunden werden.

2. Die Einschaltung des Staates und der Krankenversicherungen führt zur Einschränkung seiner persönlichen Freiheit und bedroht ihn mit Beamtentum.

3. Die rapide Wandlung der Krankheitsbilder im Verlaufe der letzten 100 Jahre führt heute zur Betonung der präventiv- und sozialmedizinischen Massnahmen.

4. Der Glaube an die technischen Errungenschaften der Heilkunst führt zur einseitigen somatischen Auffassung des Krankheitsverständnisses von seiten der Patienten wie der Aerzte. Das Wesen der Krankheit verlangt jedoch ein integrales Vorgehen, welches neben den technischen Aspekten auch die Person des Kranken und seine Lebensgeschichte mitberücksichtigt.

Im folgenden soll versucht werden, aus der reichhaltigen Diskussion einige Schlaglichter auf das Berufsbild des heutigen Arztes zu werfen:

Die Aerzteschaft als Gesamtheit unpopulär — der eigene Hausarzt jedoch geachtet

In dieser Feststellung spiegelt sich die Vernachlässigung der Kollektivmedizin durch den bis heute vorwiegend an der Individualmedizin interessierten Arzt. Die Aerztgesellschaft ist in den Augen vieler eine Art Gewerkschaft (wegen des leicht überbordenden Individualismus der Mitglieder leider eine schlecht organisierbare) wohlhabender Individualisten, welche sich noch zu wenig um die sozialen Belange der Bevölkerung und den öffentlichen Gesundheitsdienst kümmern. Dürfen wir die zahllosen im politischen Leben sich stellenden Fragen, welche mit unserem Berufsstand in unmittelbarem Zusammenhang stehen, einfach Berufspolitikern oder Dilettanten überlassen? Die Aerzteschaft als solche und ihre einzelnen Mitglieder müssen unbedingt vermehrt an diesen Problemen Anteil nehmen, wenn wir nicht eines Tages von der Entwicklung einfach überfahren werden wollen. Die jüngste Geschichte lehrt uns, dass unvernünftige Sozialgesetzgebung aus einem gesundheitspolitischen Engpass heraus geboren wird, der von den kompetenten Berufsverbänden entweder nicht beachtet oder gelegentlich wurde (England 1948, Belgien 1964). Darum soll unsere Aerztgesellschaft vermehrt in gesundheitspolitischen Angelegenheiten an die Öffentlichkeit treten. Wir müssen den Schritt von der Individualmedizin in die Kollektivmedizin wagen.

Gruppenpraxis oder Verstaatlichung

Die Medizin wird zwangsläufig durch die zunehmende Technik, Kollektivierung und Hospitalisierung teurer. Dies führt wiederum zu erhöhter Risikoverteilung und zu Staatseingriffen. Der Allgemeinpraktiker wird künftig in vermehrtem Masse weder geistig noch materiell in der Lage sein, alle Patienten selbst diagnostisch und therapeutisch optimal zu behandeln. Diese Entwicklung zwingt uns den freien Zusammenschluss in Gruppen oder staatliche Eingriffe auf. Wollen wir uns den Vorwurf ersparen, wir versuchen immer noch mit Mitteln von gestern heute Probleme von morgen zu lösen, müssen wir nach einer neuen Form der Verzehrung unserer Bevölkerung suchen und unser so erhärtetes Bewusstsein von der Güte der bestehenden Ordnung in unserem Lande neu überprüfen.

fen. Selbst das Gespenst der Verstaatlichung soll uns nicht davor zurückhalten, diese Möglichkeit so sachlich wie möglich zu analysieren, denn nur was dem Patienten besser dient, wird in Zukunft Bestand haben. Gruppenpraxis oder Teamwork sind andere Schlagwörter von Lösungsversuchen. So oder so müssen wir vermehrt lernen, in Partnerschaft zu existieren. Wir sind gezwungen, diesbezüglich neue Formen zu finden, falls wir eine Einordnung in Freiheit wünschen.

Triage durch Hausarzt oder durch Poliklinikmaschinerie

Die Klinik wird heute vornehmlich durch die Patientenanzahl des Allgemeinpraktikers gespeist. Dadurch wird ihm eine zusätzliche Verantwortung übergeben, die darin besteht, den Patienten vor gefährlichen diagnostischen Eingriffen zu schützen. Dies sei im folgenden kurz exemplifiziert: Ein nur an starkem Kopfweh leidender Patient kann vom Praktiker abwartend und beobachtend längere Zeit behandelt werden, auf das Risiko hin, dass sich später doch eine ernste Krankheit daraus entwickelt. Andererseits mag er ihn in die Klinik zur Abklärung einweisen, wo der Patient dann das ganze diesbezügliche diagnostische Prozedere über sich ergehen lassen muss — um vielleicht abschliessend eine banale Ursache festzustellen. Die Gefährlichkeit dieser diagnostischen Eingriffe wird von den massgebenden Spitalärzten nicht bestritten, sogar in einem Poliklinikbetrieb soll es gelegentlich für den Chef schwierig sein, durch persönliche Verantwortungsübernahme die Diagnostiziermaschine abzustellen. Die Triage durch den Hausarzt dürfte nicht nur dem Patienten zugute kommen, sondern auch den Gesamtaufwand an finanziellen Mitteln für die Verzehrung unseres Volkes wesentlich niedriger halten als der heute bereits überhandnehmende »Trend« des Patienten, direkt den Spezialisten aufzusuchen oder sich selbst im Spital anzumelden.

Der Wandel im Berufsbild des heutigen Allgemeinpraktikers

Auf diese Frage eine Antwort zu finden ist ein schwieriges Unternehmen, das nicht nur dem Laien, sondern auch dem Fachkollegen äusserst schwerfällt. Eine recht wichtige Formulierung scheint mir folgende zu sein: Es besteht ein grosser Unterschied zwischen einem schlechten und einem guten Arzt, jedoch ein kleiner zwischen einem guten Arzt und gar keinem. Die Aussage, ein schlechter Arzt sei ein solcher, der durchschnittlich im Tag mehr als hundert Patienten behandle, dürfte in vielen Fällen nicht zutreffen. Der so definierte Arzt scheint uns oftmals das Opfer eines Ueberangebotes an Patienten zu sein, welches durch die freie Arztwahl ermöglicht wird. Gemäss den Krankenkassenstatistiken soll nicht in erster Linie die Qualität des Arztes, sondern die des Patienten massgebend verantwortlich sein für den häufigen Arztbesuch und Arztwechsel. Oft verhindert die persönliche Verschiedenheit von Arzt und Patient die für die Krankheitsheilung nötige Zusammenarbeit. In andern Fällen artet das Verhältnis der beiden nicht selten in die sog. »folie à deux« aus. Das rein technische Können ist unbestrittene Voraussetzung für jede medizinische Tätigkeit, darüber hinaus unterscheidet sich der gute vom schlechten Arzt wohl kaum in rein rational erfassbaren Fähigkeiten.

Wie unterscheidet sich der schlechte vom guten Arzt?

Böse Zungen behaupten, der Hausarzt mache alles, aber nichts richtig. Trotz moderner Spezialisierung entspricht er einem wahren Bedürfnis der Bevölkerung. Dies beweisen die häufigen Anfragen nach einem vertrauensschaffenden Hausarzt an die Notfallzentrale der Zürcher Aerzteschaft. Auch in Zukunft wird es ihm kaum erspart bleiben, nachts aufzustehen, um dem somatisch oder psychisch Leidenden beizustehen. In Amerika sollen zwar die Hausbesuche bereits weitgehend eingestellt worden sein; man gehe entweder zum Arzt oder werde ins Spital gefahren. Durch die anwachsende Medikamentengläubigkeit der Patienten und die damit verbundene Somatisierung seelischer Konflikte einerseits und die zunehmende kollektivmedizinische Betätigung andererseits wird bei uns dem Allgemeinpraktiker immer mehr aufgebürdet. Während er früher vorwiegend junge Leute und akute Krankheiten (Infektionen) zu betreuen hatte, handelt es sich heute weitgehend um geriatrische und chronische Leiden. Das lawinenartige Ansteigen der hausärztlichen Aufgaben könnte in Zukunft zur Einführung von schichtweise arbeitenden Ärzten zwingen. Dadurch würde man allerdings das Berufsbild des gemütsvollen und vertrauensschaffenden Haus- oder Landarztes, der als Ideal noch heute einen grossen Teil der akademischen Jugend zum Medizinstudium führt (zum Erstaunen der älteren Diskussionssteilnehmer), endgültig zerstören.

Die Aussprache über das Berufsbild des Arztes hat allen Diskussionssteilnehmern die Notwendigkeit einer Standortbestimmung vor Augen geführt. Es wäre wenigenswert, diese Probleme nicht nur im kleinen Kreise von Studenten zu erörtern, sondern auch in den Aerztgesellschaften und Fortbildungskursen vermehrt diesbezügliche Meinungsforschung zu betreiben. Wollen wir unseren Berufsstand nicht vorwiegend durch äussere Faktoren passiv formen lassen, müssen wir selbst aktiv an dessen Gestaltung teilnehmen.

Heinrich Matthys, cand. med.



Nationalrat Leuenberger stellte im Verlaufe der Mirage-Debatte folgende Kleine Anfrage: Ist es wahr, dass Hunderte von Skistockpaaren aus dem Ausland zur Prüfung eingeführt wurden, und dass darauf eigene Skistockentwicklung für die Armee postuliert wurde? (Abendblatt der NZZ vom 24. September, Ratsbericht.) Die Antwort ist uns nicht bekannt, wahr könnte es aber sehr wohl sein. Die Entwicklungsmanie des Eidgenössischen Militärdepartementes lässt es sogar wahrscheinlich scheinen, dass man einen Skistock für die »spezifischen schweizerischen Verhältnisse« schafft. Der normale Bürger aber kann dieses weitere Müstereichen von Materialbeschaffung für die Armee nur noch als perfektionistische Selbstbefriedigung verstehen. — Unser Karikaturist Hans-Peter Weiss meint zu seinem Bild: Meine Idee war, diesen selbstbewussten Herrn als Volksidol (Wilhelm Tell) neu zu gestalten. Titel vielleicht: »Ein neuer Vollpatriot.« BG

das ECHO

An die Redaktion des »zürcher studenten« z. H. Herrn Harro von Senger

Betr.: »Kabale und Liebe«

Haben Sie sich einmal überlegt, ob eine Studentin gern zum Abend-Schoppen geht?

Freundlicher Gruss

Heller

Apropos Stimmrecht

Lieber Harro von Senger,

Ich gebe ganz ehrlich zu, ich finde es traurig, dass an diesen beiden hochaktuellen und äusserst interessanten politischen Abendschoppen keine Zürcher Studentinnen — mit Ausnahme eines lobenswerten Einzelfalles — erschienen sind. Noch trauriger finde ich allerdings die jeweiligen Stimmbeteiligungen der Schweizer Männer bei Abstimmungen. Allerdings, ich selbst war auch nicht an den beiden genannten Veranstaltungen, möchte aber feststellen, dass ich trotzdem politisch äusserst interessiert bin. Und da ich selbst auch ein Studium absolviert habe, glaube ich mich nach Deiner Definition zur »geistigen Elite« zählen zu dürfen. Und war trotzdem nicht an jenen politischen Abendschoppen!

Wenn Du die Schweizer Frauen befragst, ob sie selbst das Frauenstimmrecht wünschen, sagt Dir bestimmt mehr als die Hälfte nein. Das ist meine persönliche Erfahrung. Vielleicht ist sie falsch. Aber gibt denn das Recht, jenen eventuell wenigen Frauen, die das Stimmrecht wünschen und es auch ausüben würden, dieses zu verweigern? Die Stimmbeteiligung der Schweizer Männer beträgt seit geraumer Zeit jeweils zwischen 30 und 40%. Nach Deiner Ansicht sind also die Schweizer Männer eindeutig politisch uninteressiert. Warum folgerst Du nun nicht, man müsse den Schweizer Männern das Stimmrecht verweigern, erstens weil

sie es ja offensichtlich zur Hauptsache nicht wollen (sonst gingen sie stimmen), und zweitens weil sie ganz allgemein politisch uninteressiert sind, nehmen doch nur immer ganz kleine Teile der stimmberechtigten Männer an politischen Abendschoppen, Diskussionen usw. teil!

Sowenig wir den Männern das Stimmrecht wegen mangelnder politischer Aktivität und mangelnden Interesses absprechen können, sowenig kann die mangelnde Teilnahme von Frauen an politischen Veranstaltungen als Grund zur Ablehnung des Frauenstimmrechts in der Schweiz herangezogen werden. Die Frauen haben das gute Recht, das Stimmrecht nicht zu benutzen, wie die Männer, sofern sie es erst einmal haben. Genau dasselbe Recht auf die Möglichkeit der Ausübung muss ihnen aber doch geboten werden. Dass es unter unserer schweizerischen »Männerherrschaft« bisher nicht schlecht oder nicht schlechter gegangen ist, ist noch lange kein Grund, der Frau die politische Gleichberechtigung zu verweigern. RS

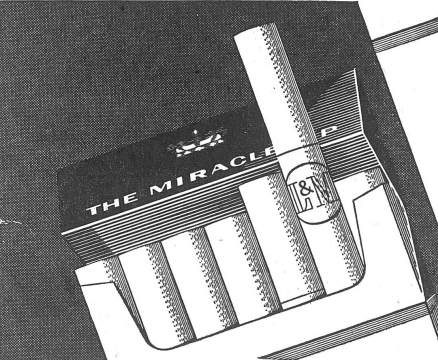
L'Union Soviétique »profite« des étudiants

Les autorités de l'Union Soviétique ont décidé d'envoyer 700.000 étudiants travailler dans des granges de terres vierges pendant la période des vacances cette année. Bien entendu, on ne leur a pas demandé leur opinion.

Moins de service militaire et plus d'études

L'Université de Buenos Aires a sollicité du Congrès Argentin de réduire le temps du service militaire pour étudiants universitaires, à 3 mois. La pétition se fonde en ce que beaucoup d'étudiants éloignés pendant 2 ans de leurs livres, abandonnent leurs études.

Aus: DRE international
Blatt der kubanischen Exilstudenten



L&M FILTERS
LIGGETT & MYERS TOBACCO CO

die amerikanische Erfolgsmarke
Box / King Size Fr. 1.20

Lichtpausen Plandruck Offsetdruck Photokopien Dissertationen

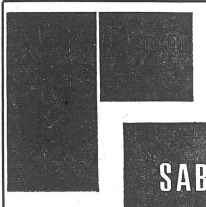
Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniestraße 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40

Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns sämtliche Toiletten- u. Parfümerie-Artikel finden und besonders freundlich und gut bedient werden.

Sonneggstrasse 27
Zürich 6, beim Poly
Telefon 47 64 59
A. Ruedlinger



Dein Einkauf Dein Preis
Dein Laden

Im Studheim und Clausstr. 35

THEATER am HECHTPLATZ

**MARGRIT
LAUBLI
CÉSAR
KEISER**
Am Flügel: RENE GERBER

Täglich
20.30 Uhr

Vorverkauf ab 15 Uhr
Telefon 34 92 94

Demmig-Bücher

Vom Zählen bis zur		Arithmetik u. Algebra	DM 5.00
Gleichung 1. Grades	DM 7.80	Differentialrechnung	DM 11.50
Von Proportionen bis zur		Integralrechnung	DM 5.80
Gleichung 2. Grades	DM 9.60	Differentialgleichung	DM 4.30
Vom Punkt		Statik starrer Körper	DM 11.50
bis zum Kreis	DM 6.50	Festigkeitslehre	DM 11.50
Von Koordinaten bis zu		Dynamik	
Funktionsgleichungen	DM 8.50	des Massenpunktes	DM 6.00
Gleichungen der		Dynamik	
Geraden	DM 6.50	des Massenkörpers	DM 4.00
Gleichungen von Kreis, Ellipse		Einführung in die	
Hyperbel und Parabel	DM 8.50	Vektorenrechnung	DM 2.50

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht faßlicher, prägnanter Darstellungsart. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder per Nachnahme vom

Demmig Verlag Kom. Ges. - 61 Darmstadt-Eberstadt



Vor u. nach dem Kolleg
eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen



Apotheke Oberstrass - Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

STUDENTEN!

Bevor Sie irgendwo

METALLSKI

kaufen, lassen Sie sich von uns beraten!
Alle Weltmarken am Lager.

W. Stadelmann & Co. Zürich 5
Zollstrasse 42 (beim HB) Telefon 44 95 14

DISS

— ERTATIONEN

drucken wir mit
IBM-Schrift in Offset
gut - schnell - preiswert

L. Speich AG Zürich

Brandschenkestrasse 47 Tel. (051) 27 08 50

Coiffeur E. Hotz

Zürich 1
Rindermarkt 19

Für Studenten
Ermäßigung
Haarschneiden

ausgenommen
am Samstag

Dienstag den ganzen
Tag geschlossen



Otto Fischer AG. Zürich 5

Fabrikation und Engroshaus
elektrotechnischer
Bedarfsartikel

Lieferung nur an konzessionierte Firmen

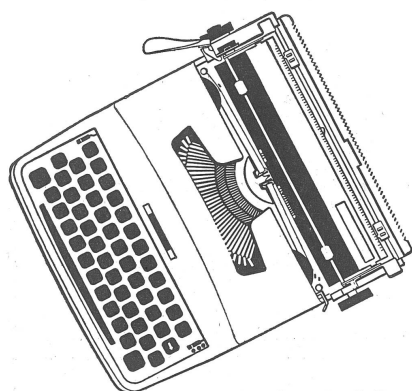
Chemie

Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

TABAK
Schramli
das alte gute
Spezialgeschäft
beim Poly



Fr. 348.-

Die Lettera 32 hat alle Vorzüge einer echten Reiseschreibmaschine, denn sie ist handlich und leicht, geeignet für kleine und grosse Reisen im Auto, der Eisenbahn, dem Flugzeug und jedem anderen Verkehrsmittel. Bequem kann man sie mitnehmen von einem Ende der Welt zum anderen, von einem Ort zum anderen. In jedes Haus gehört heute ein modernes Schreibinstrument, besonders aber eine Reiseschreibmaschine wie die Lettera 32, die alle Einrichtungen einer modernen Büromaschine in sich vereinigt; sie ist widerstandsfähig, robust in der Konstruktion und liefert immer ein klares, regelmässiges Schriftbild.

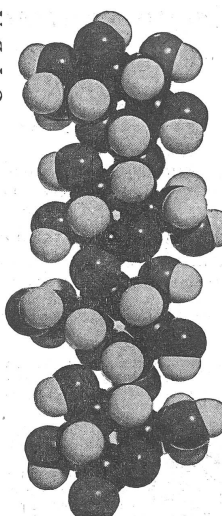
**Olivetti
Lettera 32**

Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S. A. B.

OLIVETTI (SUISSE) S. A.

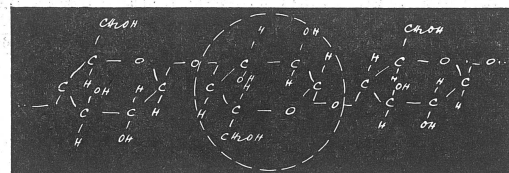
Zürich 3 Steinstraße 21

C I B A
Strukturformel eines Ausschnittes der Zellulosekette.



Seit jeher war es das Ziel der Farbenchemie, Farbstoffe zu finden, die sich mit den zu färbenden Substraten möglichst haltbar verbinden. Die in der CIBA vor einigen Jahren entwickelten Cibalanbrillanfarbstoffe sind befähigt, mit der Wollfaser eine chemische Verbindung einzugehen. Angesichts der grossen Verbreitung zellulosehaltiger Textilien ist es von noch grösserer Bedeutung, auch für diese Fasern ähnliche Farbstoffe zu schaffen. Das Problem blieb lange offen; seit Jahrzehnten bemühten sich Farbenchemiker, eine praktisch brauchbare Lösung zu finden. Mit der Entwicklung der Cibacronfarbstoffe ist nun auch in dieser Richtung ein entscheidender Schritt getan. Färben und Bedrucken von Zelluloseartikeln stehen fortan vor ganz neuen, vielversprechenden Möglichkeiten. Ausser durch die Leuchtkraft und die Brillanz ihrer Töne zeichnen sich die Cibacronfarbstoffe durch hervorragende Wasch- und Lichtechtheiten aus.

Ruf und Ansehen der CIBA in allen ihren Arbeitsgebieten beruhen auf Tradition und den Errungenschaften einer zielbewussten Forschung.



Aus coulèurstudentischen Kreisen

Studium ja, Ideen nein

Semesteranfang! Zeit für gute Vorsätze! Studentisches Neujahr! Welches sind die Vorsätze? Arbeiten, sich bilden, sich entwickeln, nachdenken. Das Ziel ist bekannt: Studienabschluss, Eintritt ins Erwerbsleben. Und damit hat sich's? In der Regel ja, leider. Obwohl es daneben noch eine Fülle lockender Ziele gäbe! Ich möchte in erster Linie nicht die so schönen Dinge wie »Studentische Freiheit«, »Akademische Musse« und dergleichen nennen, sondern unter dem Stichwort »Studentische Pflicht« hier einiges fordern, was in unserer Zeit dringend not tut.

Eine Fülle von Problemen hat sich vor den Menschen in den letzten Jahren und Jahrzehnten aufgetürmt. Auch wir in der Schweiz sind davon nicht verschont geblieben: soziale, soziologische, politische, militärische Probleme. Aber auch typisch studentische haben wir genug. Kaum jemand befasst sich mehr als in Café-Gesprächen mit ihnen, und auch nur im »Man sollte halt eben...«-Ton. Die Leute jedoch, die alles in bester Ordnung finden und nichts zu ändern wünschen, werden immer seltener. Von diesen über leise Beunruhigte bis zu alarmierenden Rufen und Torschlusspanik finden sich alle Schattierungen. Doch warum tut man so wenig und nie genug? Niemand fühlt sich direkt verantwortlich, es fehlen die Instanzen. Es gibt kein »Problem-Ministerium«, weder in der

Schweiz noch anderswo. Vorstösse sind meist zaghaft; ad hoc geschaffene Diskussionsgruppen raffen sich meist nicht einmal zu einer Resolution auf, ernste Mahner werden als »Schwarzseher« abgetan oder gar als »Linke« und »Kommunisten« verschrien und diffamiert. Der Rufmord gegen harte Kritik grassiert in unserer Presse, Ablehnung beispielsweise der jetzigen Regierungspraxis wird als bald mit Ablehnung der »Schweiz« und mit Hochverrat gleichgesetzt.

Das bewirkt denn auch, dass der heutige Mensch in der Schweiz und beispielsweise auch in der Bundesrepublik im wesentlichen unpolitisch denkt, redet und handelt. Er lebt in einer Demokratie, diese ist a priori gut; was will er denn noch mehr? Es herrscht keine lebendige Atmosphäre, man ist sich zu einig, die Diskussion ist tot.

Und doch wachsen dabeneben im stillen die Fragen und Probleme, und wenn wir den Anfängen nicht wehren, wachsen sie uns über den Kopf, eben weil wir ihn lange Zeit zu hoch getragen haben. Dazu ist er aber nicht da, sondern zum Denken. Wer ist dafür jedoch mehr berufen als wir Studenten, übersetzt die Denkenden, die »Grübler«? Zwei Dinge privilegieren uns dazu: die Musse und (meist) Unabhängigkeit von materiellen Sorgen und die Intelligenz, die uns den Überblick über die Ereignisse und ihre Folgen gestattet. Daraus ergibt

sich unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, nicht nur das vorderhand noch ziemlich sorglose Leben zu geniessen, sondern unsere Zukunft und vor allem die unserer Mitmenschen im weitesten Sinne durchdacht und richtig zu gestalten. Denn diejenige Schicht und Gruppe, die die Fähigkeiten dazu mitbringt, hat die Verantwortung für ein Volk zu übernehmen, gleichgültig, ob Verfassung oder Tradition etwas anderes bestimmen. Der Intellektuelle ist der Verbündete des Volkes.

Von allen Intellektuellen aber sind diejenigen am meisten verpflichtet, sich mit den Problemen der Gesellschaft zu befassen, deren Studienobjekt ganz oder teilweise die Gesellschaft ist, also die sogenannten Geisteswissenschaftler. Unter ihnen grassiert die geistige Trägheit ganz besonders, insofern nämlich, als sie in der Regel kaum über ihren Vorlesungsstoff hinaussehen und die wirklichen Schwierigkeiten und Fragen, die in den Hörsälen selten genannt werden, knapp dem Namen nach kennen. Ernsthaft diskutieren darüber, Schlussfolgerungen ziehen und mit diesen nochmals bohrend in die Tiefe dringen: Wer hat schon ein Interesse daran oder gar den Mut? Vor allem die gegenwärtigen und zukünftigen Schriftsteller als die Hauptgestalter des geistigen, politischen und kulturellen Lebens habe ich hier im Auge: Sie sind die Aertze der Gesellschaft und stellen ihr die Diagnose. Diese kann auch negativ sein und hat mit »Vaterlandsverrat« nichts zu tun. Lachen wir nicht über einen Menschen, der über den schlechten Befund des Arztes schimpft und zu einem andern geht? Leider gibt es immer wieder Schriftsteller und vor allem Journalisten, die sich grundlos im Positiven sonnen und in der Dankbarkeit, die ihnen die Leute dafür zollen; hört man ein Lob doch lieber als einen Tadel. »Negativismus« aber ist kein Vorwurf, ebensowenig »Defaitismus« oder »destruktive Propaganda«. Dass ein mutiger Kritiker seiner schlechten Diagnose nicht gleich auch noch positive Verbesserungsvorschläge beifügt, ist

in der Regel nicht seine Schuld, sondern liegt viel eher in der erstarrten Atmosphäre, die er aufzuweichen sucht. Totale Einigkeit sowie Schweigen sind deshalb höchst gefährlich und verdächtig. Wenn die »Volksmeinung« etwas einhellig ablehnt oder anerkennt, dann freuen sich am meisten die Drahtzieher hinter den Zeitungen, die die öffentliche Meinung machen. Es ist eine unsichtbare Pressediktatur denkbar, die sich noch der demokratischen Regierungsform bedient. Wollen wir dies?

Die Studenten nun sollten aufhören, über nebensächliche, wirklichkeitsferne Dinge zu schwärmen, und sich dafür den vordergründigsten und hauptsächlichsten Problemen zuwenden, mit anderen Worten: wieder politisch bewusst werden. Gewässerverschmutzung, Hochschulmisere, Geldentwertung, Mirages, Atombomben, Hunger in der Welt, Streiks, Kommunismus, Krisenherde, Kriminalität, Materialismus usw. usw. sind nicht einfach Schläge des Himmels, sondern haben ihre Ursachen und Schuldigen, die bei gründlichem Nachforschen und Nachdenken in sachlicher, neutraler, kurz wissenschaftlicher Haltung sehr wohl entdeckt werden können.

Das Letzte, was ein Student anerkennen sollte, ist ein Tabu. Viele Ideen sind heute tabu, d.h. sie werden nicht mehr diskutiert. So verfälscht sich das Bild der Wirklichkeit, weil ein Teil davon ausgeklammert wird. Ist das studentisch?

Die Schweiz ist ein Umschlagplatz des internationalen Kapitals und des Waffenschmuggels – im Ausland weiss man das sehr gut, es gehört sozusagen zur Definition der Schweiz. Als Ausgleich dazu soll die Universität in der Schweiz definiert werden als Umschlagplatz für Ideen, ja sogar für Extreme. Aus ihnen nur lässt sich der goldene Mittelweg herausfinden, der am wahrscheinlichsten die Wahrheit enthüllt.

Alfred Rudorf, Carolingia



**Schallplatten
Tonbänder
Papeteriewaren
Kunstdrucke
med. Instrumente
antiquarische Bücher**

zu studentischen Preisen

Dürfen wir Sie zu unseren Gästen zählen ?

Unibar	Universitätsgebäude
Erfrischungsraum	Zahnärztliches Institut
Erfrischungsraum	Tierspital
Karl der Große	Kirchgasse 14 (auch Gaststube 1. Stock)
Olivebaum	Stadelhoferstrasse 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

Kern-Instrumente erprobt und bewährt in aller Welt

Vermessungsinstrumente
Photogrammetrische Geräte
Reißezeuge, Feldstecher, Fernrohre
Stereo-Mikroskope
Photo- und Kino-Objektive



Kern & Co. AG Aarau
Werke für Präzisionsmechanik
und Optik

Unternehmen der Lack-, Farben- und Kunstharzbranche in unmittelbarer Nähe Zürichs sucht

Mitarbeiter(in)

für das wissenschaftliche und verfahrenstechnische Laboratorium.

Wir bieten:

- Weitgehend selbständige Arbeit, zusammen mit dem Leiter der wissenschaftlichen Arbeiten
- Möglichkeit zu publizatorischer Tätigkeit
- Weiterbildungsmöglichkeit in Kursen und an den Hochschulen nach Massgabe der Bedürfnisse der jeweils in Frage stehenden Arbeitsgebiete
- Pensionskasse, 5-Tage-Woche etc.

Wir wünschen:

- Einsatzfreudigkeit und Ideenreichtum
- Kenntnisse und Erfahrung in Laboratoriumstechnik
- Grundkenntnisse der anorganischen, organischen und physikalischen Chemie
- Absolvierung eines Technikums oder einer technischen Schule (HTL), zumindest Besuch der propeutischen Semester und Kurse
- Kenntnisse der deutschen, französischen und englischen Sprache zum Verständnis der Fachliteratur

Offerten mit den üblichen Unterlagen sind erbeten an Chiffre OFA 10 770 Rb an Orell Füssli-Annoncen AG, Baden.



Wir gewähren Kantonseinschwestern Vorschüsse für

Möbelkäufe auf Abzahlung

Mindestanzahlung des Käufers 20 %

Kein Teilzahlungszuschlag

Rückzahlung innert drei Jahren in monatlichen Raten

Zins nur 4 % netto im Jahr

ZÜRCHER KANTONALBANK

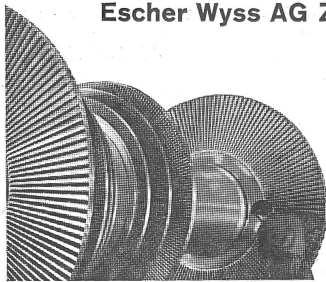
Hauptsitz Bahnhofstrasse 9
Zürich 1

Zweigstellen im ganzen Kanton

ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dieses weite Tätigkeitsgebiet erschliesst dem jungen Ingenieur viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

Escher Wyss AG Zürich



THEATER am HECHTPLATZ

**MARGRIT
LAUBLI
&
CÉSAR
KEISER**
Am Flügel: RENÉ GERBER

Täglich
20.30 Uhr

Vorverkauf ab 15 Uhr
Telephon 34 32 34

BUCHBINDEREI Emil Stamm



Zürich 6
Gloriastrasse 55
Tel. (051) 47 34 49

Sämtliche
Buchbinderarbeiten
Plastikheftung
zum Selbstauswechseln

**PNEUS
PNEUS
PNEUS
PNEUS**



Höchststrabatte auf Winterpneus
Frühzeitige Bestellung
empfehlenswert

PNEUHAUS W. H. KLEINHEINZ

Culmannstrasse 83
(hinter Hotel Rigihof)
ZÜRICH 6/33 TEL. 28 37 15

Für elektrische
Rasierapparate
gehen Sie am
besten ins Spezial-
geschäft mit der
großen Auswahl
und dem eigenen
Reparaturservice

Electras im Zen-
trum von Zürich
Talacker 34 (Kauf-
leute), Tel. 27 61 44

Electras

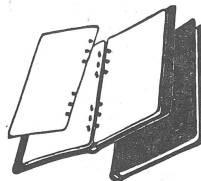
6 Menus gratis . . .

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer
Studentenkarte.
(Keine Vorauszahlung, keine Verpflichtung).
Tellerservice ab Fr. 2.20

aschinger

Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant
am Hirschenplatz
in nächster Nähe der Uni.

Jeden Dienstag und Freitag:
Treffpunkt der Wähen-Liebhaber
(eigene Konditorei)



BIELLA

Kolleg- und Taschenringbücher

mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3,
4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt, in
Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich.

OLYMPUS «E»



**Hochleistungs-
Mikroskope**

Olympus fabriziert Mikroskope
seit 1919

Jedes Modell weitgehend aus-
baufähig.

Beste Referenzen und schwei-
zerisches Attest über Optik und
Mechanik.

Preise ab Fr. 776.50
(Monokular)

Sofort ab Lager lieferbar.
Vorbildlicher Service in der
ganzen Schweiz.

Zentralstelle der Studentenschaft
Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

Der Buchhändler

stellt Ihnen seine Erfahrung
zur Verfügung
und bedient Sie zuverlässig

10% Rabatt
für Studenten mit Legi

CONCERT-
RESTAURANT
Hungaria

Tel. 051/25 90 40
Beatengasse 11 Zürich
beim Hauptbahnhof

Montag
bis
Donnerstag

Studenten

mit Legi

Eintritt frei!

(Im Concert-Restaurant und im Dancing)

Die Universität Basel



eine der ältesten Hochschulen Europas,
feierte 1960 ihr 500-jähriges Jubiläum.
Schon bald nach ihrer Gründung ent-
wickelte sie sich zu einem Zentrum euro-
päischen Gelehrtentums, dessen Ausstrah-
lungen das kulturelle Leben bereicherten
und die Weltverbundenheit förderten.
Die in der Neuzeit an der Universität ge-
pflegte naturwissenschaftliche Forschung
schuf günstige Voraussetzungen für die
Entwicklung der chemischen Industrie, in
deren Bereich ohne intensive und weit aus-
gebaute Forschung kein Fortschritt mög-
lich ist. Aus der Grundlagen-Forschung
schöpft die angewandte Wissenschaft in

Bildmitte: Das in der Gründungszeit bezogene alte Univer-
sitätsgebäude am Rhein (nach einer Zeichnung von H. Meyer,
1839, Basler Staatsarchiv)

der Industrie die Anregungen, deren sie
zur Erfüllung ihrer Aufgabe im Dienste
der Allgemeinheit bedarf.

Dazu braucht die chemische Industrie
allerdings nicht nur die Mitarbeit von
Naturwissenschaftlern und Ingenieuren,
Ärzten und Apothekern, sondern auch
von Juristen, Volkswirtschaftlern, Betriebs-
wirtschaftlern und weiteren Akademikern
mit Spezialkenntnissen oder speziellem
 Können.

SANDOZ ^A/_C Basel

ASSISTENT



Diese geschützte Fabrikmarke kennzeichnet ein
Schweizer Zeichenpapier von hervorragenden
Eigenschaften. Es ist lichtbeständig, vergilbt also
nicht und lässt sich ohne Sorge radieren. Mit seiner
geschmeidigen matten Oberfläche ist Assistent das
einzige Richtige für Bleistiftzeichnungen und tech-
nische Darstellungen, in Bogen und Rollen er-
hältlich.

SIHL

SIHL, Zürcher Papierfabrik an der Sihl, Zürich
Telefon 051/23 27 35